



Berlin, den 17. Juni 1899.

## Die Zuchthausvorlage.

Wenn ich, statt durch verregnete Fensterscheiben in einen feuchten Festungshof zu starren, als ein in heiliger Stunde erklärter Volksvertreter im Reichstagshaus säße, nah bei den wohl schon herrlich erblühten Rothdornbüschen des berliner Königsplatzes, und wenn es mir, einem Wilden, nicht in fraktionelle Zucht Eingezäunten, beschieden sein könnte, in der ersten Lesung des Gesetzes zum Schutz des gewerblichen Arbeitsverhältnisses das Wort zu erlangen, ehe die Aufmerksamkeit des Hohen Hauses noch völlig erlahmt ist, dann würde ich, ohne den Ehrgeiz, auf irgend einer Seite lebhaften oder gar stürmischen Beifall zu wecken, also ungefähr sprechen:

Wir sind, meine Herren, in diesem schönen Hause versammelt, um dem Willen des deutschen Volkes die Stimme zu leihen. Zwar bin ich nicht so naiv, zu wähnen, daß dieser einzige Zweck unseres Beisammenseins immer in seiner Reine erreicht wird; sehr oft, wir wissen es Alle, bestimmt das Handeln der hier Tagenden der Wunsch, für die Macht der Partei, für die in jeder fraktionellen Einheit verkörperte Weltanschauung Etwas herauszuschlagen. Das ist begreiflich; und in allen Parlamenten, von denen uns die Geschichte spricht, haben solche Wünsche solche Stimmungen bewirkt. In allen aber, die würdig waren, im Buch der Geschichte erwähnt zu werden, gab es gewisse Stunden, wo der — durchaus berechtigte — Gruppenegoismus schwieg und jeder wache Geist sich bewußt wurde, daß diesmal mehr auf dem Spiel stand als ein sub specie aeterni immerhin winziger Ein-

sag an Parteimacht. Daran muß ich Sie heute mahnen; denn wir stehen, wie mir scheint, vor einer solchen Stunde, — vor einer, die zum wesentlichen Theil über die Geltung dieses häufig gescholtenen Parlamentes in der Geschichte entscheiden wird. Sicher wäre es gerade jetzt, gerade an der Schwelle der hier zu erörternden Aktion, leicht möglich, den regirenden Herren die Wunschzettel der Fraktionen vorzulegen und mehr oder minder beträchtliche Gewinne einzuhandeln. Scheiden Sie aus Ihren Entschlußcentren solche Erwägungen! Man hat Ihnen gesagt, daß die Regirenden den höchsten Werth darauf legen, den uns heute beschäftigenden Entwurf in die Sammlung der Reichsgesetze einreihen zu dürfen. Ersparen Sie den Herren nicht die Nothwendigkeit, offen zu zeigen, was diese Vorlage ihnen werth ist! Es handelt sich um eine Grundfrage unseres Rechtes und unserer Wirthschaft; einer so bedeutenden Frage darf die Antwort nicht auf den unsauberen Wegen der Schachermakei gesucht werden. Ich bitte Sie, den Entwurf nicht einer Kommission zu überweisen, sondern im Plenum abzulehnen und dadurch unzweideutig zu beweisen, daß in diesem Reichstag für antisoziale Bestrebungen keine Mehrheit zu finden ist. Dann werden die Regirenden vor die Pflicht gestellt sein, die zum Wahlrecht Zugelassenen zu fragen, ob sie mit ihren heutigen Vertretern oder mit dem anderen Faktor der Reichsgesetzgebung übereinstimmen, und dann wird endlich Klarheit darüber verbreitet werden, wohin auf dem wichtigsten Gebiet deutschen politischen Lebens der Wille des seit dreißig Jahren mündig gesprochenen Volkes sich neigt.

Diese Klarheit ist nicht länger mehr zu entbehren. Aus dem Munde des Fürsten Bismarck, der, als ein 1815 Geborener, in den Traditionen altpreussischen Adels Erwachsener, nur durch seine Fehler, wie fast jeder schaffende Genius, an seine Zeit und seine Klasse geknüpft war, der, wie Goethe, mit Bewußtsein auf einer bestimmten Lebensstufe stehen blieb und sich den verwirrenden Eindrücken neuer Probleme als Greis gern verschloß, aus dem Munde des Mannes, dem, was auch dagegen gesagt werden mag, doch allein der Ruhm des Reichschöpfers gebührt, hörte ich häufig den härtesten Tadel über eine unsicher von einem zum anderen Pol schwankende und tastende Politik, die, statt stetig, von Eintagsstimmungen unbeeirrt, am Werk zu sein, morgen schon zerstören möchte, was sie gestern erst mühsam erbaute. Ist der Vorwurf, daß die Verbündeten Regirungen seit beinahe zehn Jahren eine solche Politik treiben, etwa unberechtigt? Sie haben auf das Sozialistengesetz verzichtet und nicht nur durch diesen Verzicht, nein, auch ausdrücklich erklärt, daß sie hofften, ohne straffe Repression einer als politische Partei

organisirten Klasse auskommen zu können. Nichts, nicht das allerkleinste Symptom, hat diese Hoffnung als irrig erwiesen: der innere Friede des Reiches blieb gewahrt, und trotzdem die Gewinne der industriellen Unternehmer und der sie leitenden Banken eine ungeahnte Höhe erreichten, sahen wir weder Ausschreitungen noch Gewaltthätigkeiten, zu deren Ahndung das gemeine Recht die Hilfe versagte. Was aber geschah? Jedes neue Jahr brachte einen neuen Versuch, die entschlummerge Flamme zu neuer Gluth aufzupeitschen. Nur Wenige unter Ihnen kennen wohl die kleine Alltagsarbeit der sozialdemokratischen Agitation, das Heer der Referenten, Vertrauensmänner und Redner, denen die Aufgabe zufällt, die Masse in müßigen Abendstunden zu beschäftigen oder mindestens zu unterhalten. Ich habe mich bemüht, diese Arbeit kennen zu lernen, und kann Ihnen sagen: Den verbündeten Regierungen ist es zu danken, daß sie ihre Wirkung noch nicht eingebüßt hat. So oft den meist tüchtigen Leuten, die gegen Lagen Entgelt in Vereinen und Versammlungen des Proletariates Reden halten, der Stoff zu fehlen begann, so oft sie gezwungen waren, die alten Vadenhüter aus der Kumpelkammer des Marxismus hervorzukramen und abermals, vor leeren Sälen, herunterzuleiern, was in der Parteipresse und in Brochuren seit Jahrzehnten über den Mehrwerth, die Tendenzen des Kapitalismus und den ökonomischen Determinismus bis zur Ermattung wiederholt worden ist, so oft, der Bourgeoisie zum Nutzen, dieser tote Punkt erreicht war, half irgend ein abenteuerliches Experiment den Verschwachtenden aus der Noth. Ein neues Thema, ein neuer Nährstoff für die Agitation. Die Versammlungen waren wieder besucht, die Redner konnten gegen die reaktionären Neigungen der bürgerlichen Gesellschaft wettern und, wenn der Sturm abgesehlagen war, jubelnd durch alle Straßen schreien, nur die internationale, Völker befreiende Sozialdemokratie sei der Freiheit sicherer, unerschütterlich fester Hort. Das ist der Erfolg der amtlichen deutschen Politik. Und ein zweiter, nicht minder glorreicher Erfolg unkluger Geschäftigkeit war, daß auch solche Schichten, die das Klasseninteresse vom Dogma des Sozialismus trennt, sich gezwungen sahen, die Sache des Gegners zu führen, weil sie vor Vernunft und Gewissen die Verantwortung anderen Thuns nicht tragen konnten.

So weit sind wir nun. Ueber die im Angesicht der „sozialdemokratischen Gefahr“ nüglichsie Haltung des Staates und der Gesellschaft ist in fünf Lustren nichts Besseres gesagt worden als Das, was in ihrer ersten und tief dringenden Polemik Treitschke und Schmoller vor fünf und zwanzig Jahren darüber gesagt haben. Und heute noch ist der Satz nicht zu bestreiten, den Albert Schaeffle 1885 „mit der unumstößlichen Gewißheit einer all-

seitig durchdachten Ueberzeugung“ aussprach: „Als entschiedenste Sozialreformpartei wäre die Sozialdemokratie, auch wenn sie den Namen nicht ablegt, sachlich nicht mehr demokratischer Kollektivismus, wäre sie ungefährlich. Als kollektivistische Sekte ist und bleibt sie aussichtslos.“ Vor der Gefahr eines drohenden Kollektivismus zittert im Deutschen Reich kein erwachsener Mensch. Und ob der Versuch, die „entschiedenste Sozialreformpartei“ durch besondere Geseze zu lähmen, erfolgreich sein kann: darüber muß jeden Sehenden der Rückblick auf die bisherigen Versuche belehren. Ich habe den Eindruck, daß wir uns mit den Symptomkuren und Experimenten vor dem Weltgericht der Geschichte lächerlich gemacht haben. Und weil ich an unklug begonnenem Werk nicht mitarbeiten, zur Schürung des Klassenhadens nicht helfen will, deshalb werde ich, wie es im Einzelnen auch verändert werden möge, gegen das Gesez stimmen, das beim Volk den Schrecknamen der Zuchthausvorlage trägt.

Es trägt ihn mit Recht, obwohl, troy der kaiserlichen Verklündung, der Entwurf weder die Bedrohung der Strikebrecher, noch die Aufforderung zum Ausstand im Zuchthaus büßen lassen will. Selbst wenn es gelänge, die vagen, dem Klasseninstinkt des Richters den weitesten Spielraum lassenden Begriffe zu beseitigen und den Entwurf nebst seinen Motiven von Worten, wie „Unternehmen“, „Ehrverletzung“, „Rädelsführer“, „Willensfreiheit“ zu säubern, — selbst dann bliebe die tiefste und, wie mir scheint, schädlichste Tendenz ungeschmälert erhalten. Und gerade gegen diese Tendenz sträube ich mich, sollten sich Alle sträuben, die eine gesunde, organische Entwicklung wünschen. Der Entwurf will mit ehrlosem Thun geziemenden Strafen ein Beginnen treffen, das sehr oft, auch wo es sich in unzulässigen Formen äußert, einer ehrenwerthen, in schwerer Prüfung als selbstlos bewährten Gesinnung entstammt und fast nie in einem verkrüppelten Ehrbegriff seine Wurzel hat. Aus diesem unklaren Gefühl ist der derbe Ausdruck „Zuchthausvorlage“ hervorgegangen; er soll in populärer Prägung andeuten, daß die politische Moral der Herrschenden hier mit entehrenden Strafen Thaten treffen will, die im Volksbewußtsein nicht den Makel der Ehrlosigkeit tragen.

Mit den gassenläufigen Phrasen über die Freiheit der Koalition und mit dem Nachweis, daß der vorliegende Entwurf uns unter das 1869 erreichte Niveau hinabführt, will ich Sie heute nicht langweilen. In diesem Rüstzeug haben schon die Führer großer Parteien das Schlachtfeld beschritten. Auch von den Erfahrungen, die England während seines Erwachens zum mächtigsten Industriestaat der bewohnten Erde mit repressiven Gesezen sammeln durfte, will ich nicht sprechen; und noch weniger mit scheinbar ernsthafter Miene

untersuchen, ob wirklich, wie uns erzählt wird, der Entwurf auch den Machtbereich des wirtschaftlich Starken einengt. Das Alles ist bis zum Ueberdruß in der Presse erörtert worden. Nur die Beleuchtung der tiefsten Tendenz dieses gesetzgeberischen Planes scheint mir noch nöthig. Ein paar Beispiele:

Der Wirth eines Vergnügunglokales weigert einem bei ihm verkehrenden Offizier den gewünschten Schutz gegen Belästigungen. Der Offizier verläßt das Lokal, erzählt den Kameraden den Vorgang und meldet auch den Vorgesetzten das Geschehene. Bis zu dem Augenblick, wo der Wirth die als ausreichend erachtete Genugthuung gewährt, wird sein Lokal von den Offizieren der Garnison gemieden werden. Vielleicht werden auch andere Beamte sich dem Boykott anschließen und der Unternehmer wird, weil er sich gegen einen Einzelnen verging, von einer ganzen Korporation an der für ihn empfindlichsten Stelle gestraft werden. Einem Offizier, der, trotzdem er den Vorgang kennt, das boykottirte Lokal besuchte und die Einnahmen des Wirthes mehrte, würden die Kameraden ihre Mißbilligung nicht verhehlen; sie würden ihm sagen, er habe gegen den Grundsatz kameradschaftlicher Solidarität gesündigt.

Zweites Beispiel. Ein Fabrikant zeigt sich im Verkehr mit den von ihm Waaren beziehenden Händlern unreell oder wenigstens uncourant. Einer der dadurch Geschädigten wendet sich in einem Rundschreiben an seine Berufsgenossen und klagt ihnen sein Leid; nur gemeinsame Abwehr, schreibt er, könne vor solcher Ungebühr schützen. Der Ruf weckt ein Echo; und die Kunden des gebrandmarkten Fabrikanten beschließen, von ihm, bis er seinen Fehler geföhnt hat, nichts mehr zu kaufen. Die nur locker verbundene Interessentengruppe will durchsehen, was der Einzelne mit seinen beschränkten Mitteln nicht durchzusetzen vermöchte. Ein Händler, der diesen Versuch dadurch störte, daß er die günstige Konjunktur benutzte, um von dem boykottirten Fabrikanten zu herabgedrückten Preisen Waaren zu beziehen, würde hart getadelt werden; man würde ihm vorwerfen, der augenblickliche Vortheil habe ihm mehr gegolten als der Grundsatz geschäftlicher Solidarität.

Drittes Beispiel: Ein Fabrikarbeiter wird aus dem Lohn entlassen. Die Entlassung scheint seinen Arbeitgefährten ungerecht und sie, die doch auf den Verdienst jedes Tages angewiesen und, wenn sie heute feiern, morgen mit ihren Familien brotlos sind, beschließen, die Maßregelung des Einzelnen durch einen den Unternehmer schädigenden Schritt der Gesamtheit zu rächen. Sie striken und fordern die Genossen auf, der Fabrik fern zu bleiben, wo Einem der Ihren, wie sie behaupten, Unrecht geschehen ist. Ihr Ziel — die Wiedereinstellung des Entlassenen oder, wenn der Strike eine andere Ursache

hatte, die Verbesserung der Arbeitsbedingungen — kann nur durch die straffste Solidarität erreicht werden. Manchem geht es wie dem Alten in Coppées „Strike der Schmiede“: die häusliche Noth, der trostlose Anblick des Familienelends treibt ihn an die Thür der früheren Arbeitsstätte; doch selten trotz Einer dem Born der Genossen und tritt hinein. Aber der Fabrikbesitzer weiß Rath. Wozu giebt es die proletarische Reservearmee? Er verschreibt neue „Hände“. Gewöhnlich finds nicht die besten Arbeiter; aber für eine Weile läßt sich mit ihnen schon haufen und inzwischen sind die Strikenden durch Hunger gekirrt und für künftige Fälle gefügig gemacht. Der Unternehmer will seine Autorität wahren. Er hat Recht. Die Arbeiter fordern an der Fabrikregierung einen reichlicheren Theil; sie wollen an die Stelle des Fabrikdespotismus das konstitutionelle System setzen. Auch sie haben Recht. Und ihr Born darüber, daß in ganzen Waggons aus weiter Ferne Leute herbeigeschafft werden, die sie um den Preis ihres Kampfes bringen sollen, ist nur allzu begreiflich. Sie sind nicht kühle Philosophen, die den Welthändeln gelassen zuschauen und an dem Aufspüren geheimer Zusammenhänge ihre feinste Freude haben. Sie ringen um ihr Bischen Lebensmöglichkeit und knirschen wüthend, wenn schlechte Kameraden sie unterbieten, ihnen des Mähens Lohn rauben. Sind sie, denen die B.thätigung des Solidaritätsgefühles die schwersten Opfer aufbürdet, ehrlos, wenn sie in ihrer Sphäre so handeln, wie der Offizier, der Kaufmann handeln muß, um im Kreis der Standesgenossen die Geltung zu bewahren? Während den Offizier, den Kaufmann, der sich von der Korporation trennt, der härteste Tadel trifft, soll der Lohnarbeiter, der fest und treu zu den Genossen steht, ein verächtliches Geschöpf und sein Todfeind, der Strikebrecher, eine herrliche Säule der Staatsordnung sein?... Ich weiß, meine Herren, was Sie mir einwerfen werden: nur die Ausschreitung, die Roheit solle gestraft werden. Doch dieser alten Vitanei verschließt sich mein Ohr. Die Roheit, die Sie meinen, ist eine, die nach Ihrer eigenen Anschauung nicht beseitigt werden darf, wenn unsere Kultur nicht Schaden leiden soll. Der ohne alle modernen Bildungsmittel Erwachsene darf, wo er frevelt, nicht härter gestraft werden als der Glücklichere, dem der Zufall der Geburt reichere Kulturmöglichkeiten beschert hat. Wer den Unkultivirten richtet, wird wohl thun, der Strenge die Milde zu paaren. Und wer die Staatsgewalt in dem Kampf verwenden will, den die Koalition der Schwachen wider die machtvoll im Besitzrecht Wohnenden führt, wird sich d.r Worte erinnern müssen, in denen der preußische Wirthschaftshistoriograph Gustav Schmoller den Regirenden die Pflicht vor schreibt: „den Nothleidenden

zu helfen, die Ungebildeten zu heben und zu erziehen, die Nichtbesitzenden gegen den Egoismus und die Kurzsichtigkeit der Besitzenden, gegen diese Laster, die immer wieder hervorbrechen, zu schützen“. In der Stunde, wo Sie dem vorliegenden Entwurf zustimmen, entsagen Sie diesem verständigen, schließlich auch dem berechtigten Klasseninteresse allein dauernd nützlichen Programm und erniedern das Recht zum Ausdruck der organisirten Gewalt. Nießsüchtiger Seufzer, dem modernen Europa fehle eine Sklavenkaste und es werde an diesem Mangel im Kampf mit Asiens ungeheurer Vernunft eines Tages zu Grunde gehen, mag einem richtigen Decadenceempfinden entstammen; den Wahn aber, mit legislativen Pflüschereien eine hörige, aus der Rechtsgemeinschaft gelöste Sklavenkaste heute noch züchten zu können, würde die bürgerliche Gesellschaft mit ihrem Leben zu bezahlen haben.



## Kommunismus im alten Israel.

In Hellas hat der Kommunismus nur in der Welt der Gedanken existirt: vornehmlich in philosophischen Theoremen, deren berühmtestes der platonische Idealstaat mit seiner Gemeinschaft der Güter und Frauen ist. Im alten Israel ist er aber wirklich in Erscheinung getreten, wenn auch nur innerhalb eines beschränkten Kreises von Personen, nämlich beim jüdischen Orden der Essäer. Das hing hier damit zusammen, daß das — ursprünglich auf indischem Boden entstandene — Prinzip der Askese nach Westen gedrungen war und bei der jüdischen Nation Eingang gefunden hatte: und dies Prinzip muß immer die Entstehung kommunistischer Tendenzen begünstigen. Denn die Askese fordert den Verzicht auf irdischen Besitz. Da Dies aber im strengen Sinne des Wortes undurchführbar ist, so wird der Asket entweder seinen Lebensunterhalt durch Bettel erwerben oder aber jenen Verzicht nur auf das Privateigenthum einschränken. „In dieser Form wirkt der asketische Trieb nothwendig gemeinschaftsbildend; er drängt zur Gründung genossenschaftlicher Einigungen von Gleichgesinnten, in denen dem Einzelnen seine physische Existenz gesichert ist durch einen Gemeinbesitz, bestehend theils aus den vorher schon besessenen Gütern, die der Einzelne der Gemeinschaft einbringt, theils aus denen, die er als deren Glied neu erwirbt“ (Hundeshagen). Als historisches Beispiel dafür stellen sich uns die Essäer dar.

Die parthisch-buddhistische Lehre verpflanzte nach Israel die Vorstellung, daß man die Seele aus den Banden des Körpers lösen müsse und sich durch reinen irdischen Lebenswandel auf das himmlische Leben vorzu-

bereiten habe. „Es herrscht nämlich — berichtet schon Josephus von der Metaphysik der Essäer — bei ihnen die Ueberzeugung, daß die Leiber vergänglich seien und ihr Stoff keinen Bestand habe, die Seelen dagegen unsterblich und unvergänglich. Diese kommen aus dem feinsten Aether und werden — durch eine Art natürlichen Zaubers herabgezogen — in den Körper wie in ein Gefängniß eingeschlossen; wenn sie aber von den Banden des Fleisches befreit sind, dann freuen sie sich, als ob sie von einer langen Knechtschaft erlöst wären, und erheben sich in die Höhe. Und den guten Seelen weisen sie jenseits des Ozeans einen Aufenthaltsort an, der, durch keinen Regen, Schnee oder Frost belästigt, fortwährend von einem sanften Zephyr vom Ozean her gekühlt wird, den schlechten dagegen eine finstere und winterliche Schlucht voll endloser Qualen.“

Praktisch lief diese Lehre darauf hinaus, die Uebung der Askese Allen zur Pflicht zu machen, die eine höhere Heiligkeit auf Erden als Vorstufe zum glücklichen Leben in der Ewigkeit anstrebten. Um ihre Absichten — deren Gestaltung im Einzelnen meist durch parthisch-buddhistische Formen bestimmt war — durchzuführen, mußten sich die Essäer zu einem engen Verbande zusammenschließen: und hier war es nun, wo das Prinzip der Askese als Konsequenz eine Art von wirthschaftlichem Kommunismus im vorhin entwickelten Sinne hervorbrachte. Dabei waren die Essäer gesetzestreue Israeliten; nur trachteten sie danach, ein besonders sittenreines und gottgefälliges Leben zu führen, und kamen dann allerdings in leicht begreiflichem religiösen Eigendünkel dazu, sich als die Gottgeweihten, alle Anderen aber als unreine Masse anzusehen, von der man sich gänzlich abzusondern habe. Die Organisation der Essäer war nicht an einen bestimmten Ort gebannt, sondern sie lebten über Land und Städte zerstreut, als Ackerbauer oder Handwerker, wenn sie auch die größeren Städte wegen der dort herrschenden Sittenlosigkeit gern mieden. Jeder von ihnen ging zunächst seinem bürgerlichen Berufe nach, gedachte aber, für sich nur das Nothwendigste zu erwerben, und gab alles Uebrige freudig seinen Genossen hin. Es herrschte also auch hier, wie im idealen Gemeinschaftsstaate Platons, nicht der Kommunismus der Produktionsmittel, sondern nur der Kommunismus des Konsums. „Den Reichthum — heißt es im Bericht des Josephus, der selbst dem Orden eine Zeit lang als Novize angehört hatte, — halten sie für nichts, hingegen rühmen sie sehr die Gemeinschaft der Güter und man findet Keinen unter ihnen, der reicher wäre als der Andere. Sie haben das Gesetz, daß Alle, die in ihrem Orden eintreten wollen, ihre Güter zum gemeinsamen Gebrauch hergeben müssen, so daß man bei ihnen weder Mangel noch Ueberfluß merkt, sondern sie haben Alles gemein wie Brüder. Sie wohnen nicht in einer Stadt zusammen, sondern sie haben in allen Städten ihre besonderen Häuser, und



wenn Leute, die ihrem Orden angehören, anderswoher zu ihnen kommen, so theilen sie mit ihnen ihren Besitz, den die Fremden dann ganz wie eigenes Gut gebrauchen können. Sie lehren ohne Weiteres bei einander ein, auch wenn sie sich vorher nie gesehen haben, und thun dann, als ob sie ihr ganzes Leben in vertrautem Verkehr gewesen wären. Wenn sie über Land reisen, so nehmen sie nichts mit sich als eine Waffe gegen die Räuber. In jeder Stadt haben sie einen Herbergvater, der den Fremden Kleider und Lebensmittel austheilt. Handel treiben sie nie mit einander, sondern wenn Jemand Einem, der Mangel hat, Etwas giebt, so empfängt er dagegen wieder von ihm, was er braucht. Und wenn er auch nichts dafür zu bieten hat, so mag er doch ohne Scheu, von wem er will, begehren, was er braucht.“

Ein solches Wirthschaftssystem war natürlich nur unter Menschen möglich, die die vergänglichen Güter für nichts achteten und von lauterstem Tugendstreben erfüllt waren. Um dieses Streben immer wach zu erhalten, trieben die Essäer in ihren freien Stunden eifrig ethisch-religiöse Studien. Ihr Zeitgenosse Philo weiß darüber zu berichten: „Von der Philosophie überlassen sie den logischen Theil, als zur Tugend entbehrlich, den Wortklaubern, den physischen Theil, so weit er nicht das Dasein Gottes und die Entstehung der Welt betrifft, als zu hoch für die Menschen, den Schwindlern; aber um den ethischen Theil bemühen sie sich sehr wohl, indem sie sich an die von den Vätern überlieferten Befehle halten, die der menschliche Geist ohne göttliche Begeisterung nicht fassen könne.“ Dem entspricht auch die weitere Mittheilung Philos, daß sie bei ihren Zusammenkünften in der Synagoge Stellen aus den Heiligen Schriften vorlesen ließen, die dann von den sachkundigen Mitgliedern des Ordens erläutert würden. Mit ihren ethisch-religiösen Grundsätzen stand es im engsten Zusammenhang, daß sie den Kommunismus nicht auf die Frauen ausdehnten, sondern im Gegentheil auch hier zu gewissen Prinzipien der Enthaltensamkeit gelangten: die Einen berührten überhaupt kein Weib, die Andern heiratheten zwar, beschränkten aber den ehelichen Verkehr auf den Zweck der Kindererzeugung.

Von sonstigen Ordensregeln seien noch die folgenden erwähnt, die sämmtlich parthisch-buddhistischen Gebräuchen entsprachen: Verbot, Sklaven zu haben, Enthaltung von allen Speisen, die nicht von Mitgliedern des Ordens nach bestimmten Vorschriften bereitet waren, tägliche Bäder und gemeinsame Mahle, Verbot des Eides, Geheimhaltung der Lehrvorschriften des Ordens, unbedingter Gehorsam gegen die Oberen.

Die Organisation des Ordens war eine streng hierarchische. „Dem, der nach ihrer Gesellschaft strebt — erzählt Josephus —, wird nicht gleich Zutritt gewährt, sondern, während er auf ein Jahr außen bleibt, unterwerfen sie ihn der selben Lebensweise, nachdem sie ihm ein kleines Beil, einen

Schurz und ein weißes Kleid gegeben haben. Wenn er aber in dieser Zeit die Probe der Enthaltſamkeit abgelegt hat, ſo hat er näheren Zutritt zu der Lebensweiſe und nimmt an den höheren Reinigungsgebräuchen Theil, wird aber zu den gemeinſchaftlichen Mahlen noch nicht zugelassen. Denn nach dem Beweiſe ſeiner Kraft (zur Enthaltſamkeit) wird in weiteren zwei Jahren ſeine Beſinnung (ἔθoς) geprüft; und wenn er ſich würdig gezeigt hat, ſo wird er dann in die Geſellſchaft aufgenommen. Bevor er aber die gemeinſame Speiſe berührt, muß er ſurchtbare Eide ſchwören, die ſeine religiöſen, ſittlichen und ſonſtigen Ordensverpflichtungen betreffen. „Und ſie ſind nach der Zeitdauer ihres enthaltſamen Lebens in vier Klaſſen getheilt; und ſo ſehr ſtehen die Jüngerer den Älteren nach, daß, wenn ſie dieſe berühren, die Älteren ſich abwaſchen müſſen, als ob ſie ſich mit einem Fremden verunreinigt hätten.“ Von der ſorgfältigen Aufnahmeprüfung war nicht einmal die Frau befreit, die einen Eſſäer heirathen wollte: auch ſie wurde, ganz wie die Novizen, einer dreijährigen Probezeit unterworfen und durfte dann erſt zur Ehe ſchreiten, εἰς τὰς τρεῖς τοὺς ἔτους τὴν νύκταν, wie ſich Joſephus ausdrückt.

Gegen Leute, die ſich wider den Geiſt und die Vorſchriften des Ordens vergehen, haben ſie durch Ausſchluß aus dem Orden eine ſurchtbare Waffe. „Denn der Ausgeſchiedene geht häufig durch den traurigſten Tod unter. Da er nämlich durch die Eide und die Sitte gebunden iſt, kann er auch nicht die von den Anderen bereitete Speiſe nehmen; und ſo nimmt er, Graß eſſend und von Hunger verzehrt, ein ſchredliches Ende. Darum haben ſie freilich aus Erbarmen Viele, die beinahe in den letzten Jügen lagen, wieder aufgenommen, da ſie die Todesqual für eine genügende Sühne gelten laſſen.“

So ſtellt ſich uns der Geheimbund der Eſſäer, der ſeine Mitglieder um eines hohen Sittlichkeitideals willen in ſo harter Zucht hielt, als ein Tugendbund dar; und wir begreifen vollkommen, daß ſolche religiöſen und ſittlichen Grundſätze, die inmitten der rauhen Wirklichkeit unter einem der Genauß- und Selbſtucht verfallenen Volke verwirklicht wurden, von Theologen als die reinſte Blüthe des Alten Teſtamentes bezeichnet werden. Nur darf man dabei nicht vergeſſen, daß dieſe Blüthe von zahlloſem Laubwerk aſketiſchen und ſonſtigen jüdiſch-magiſch-buddhiſtiſchen Aberglaubens umwuchert war.

Die Wirthſchaftsverfaſſung der Eſſäer hat zum erſten Male in der alten Welt für mehrere Tauſende von Menſchen den Kommunismus verwirklicht. Gepredigt hatten ihn ſchon vorher griechiſche Autoren; realiſirt wurde er erſt innerhalb der jüdiſchen Nation; und man kann keineswegs behaupten, daß dieſe Probe ſchlecht ausgefallen iſt. Denn der kommuniſtiſche Verband hat mindestens zwei Jahrhunderte beſtanden und der Welt ſiets das Schauſpiel einer tag-

täglich von den edelsten sittlichen Motiven durchglühten Gemeinschaft geboten. Freilich war die Form, in der hier der Kommunismus verwirklicht worden ist, diejenige, die prinzipiell und historisch sich als die einzig Erfolg verheißende erwiesen hat: die hohen Anforderungen, die der Kommunismus an Alle stellt, die ihn im Leben bethätigen wollen — Arbeitsamkeit, Zufriedenheit mit dem ihnen zugewiesenen Loos, Wohlwollen gegen den Nächsten, Unterordnung unter die Befehle der Oberen —, das Alles war mit den Bundesprinzipien von selbst gegeben. Denn diese verstatteten ja nicht den Normalmenschen den Zutritt, sondern nur den moralisch Ausgewählten und hundertfach Bewährten, — und Alle wurden durch die Inbrunst der religiösen Ueberzeugung, die ihnen ewige Wonne in einem besseren Jenseits verheiß und keine Freude an vergänglichem Genuß aufkommen ließ, zusammengehalten und so ward ihnen die fortwährende Uebung solcher Tugenden möglich.

Darin lag die Stärke des Essäismus, — aber auch seine Schwäche. Gerade weil er nur in einem ausgewählten Kreise moralisch hochstehender Menschen Bekenner zu finden vermochte, konnte er auch nicht auf das Ganze wirken, keine Reform großen Stiles hervorrufen; vielmehr hatte er, so wie er war, ausschließlich dazu Anlage, Sekte zu werden; und faktisch betrug ja die Zahl seiner Anhänger nie mehr als viertausend. Aber — wie schon ein hervorragender Theologe, Albrecht Ritschl, erkannt hat — gerade diese innerliche Beschränktheit hat dem Essäismus die Kraft gegeben, solche Einrichtungen zu schaffen, die ihm wirklich lange Bestand gesichert haben: vor Allem die Gütergemeinschaft, die immer nur auf sektirerischer Grundlage unternommen werden kann und die in diesem Falle auch nur gelang, weil sie auf Armuth, Betriebsamkeit und moralische Erziehung sich stützte und nicht von habgierigen Motiven begleitet war.

Bemerkenswerth ist, daß sich solche ethisch-religiösen Ansichten und solches Handeln gerade im jüdischen Volk zeigten. Doch ist Das wohl durch den Hinweis auf die wunderbare theologische Begabung und die Religionsgeschichte dieses Volkes zur Genüge erklärt: gerade hier, wo man über das Wesen der Gottheit so tiefjinnig nachgegrübelt hatte wie nirgends sonst in der europäisch-asiatischen Kulturwelt, wo die ganze Moral und Lebensweise unmittelbar von göttlichen Geboten abgeleitet war, wo seit je her alle politischen und sozialen Volksbewegungen einen ausgeprägt religiösen Charakter getragen hatten, — gerade hier lag angesichts der traurigen Geschichte Israels die Meinung nah, daß die bisherige religiöse Uebung, die das Strafgericht nicht hatte abwenden können, noch nicht streng genug, noch nicht „reinigend“ genug sei und daher auch keine innige Verbindung mit Gott verbürgen könne; und so mußten die magisch-buddhistischen Lehren der Askese und verwandte Prinzipien gerade in Israel auf fruchtbaren Boden fallen. Der spezifisch



## Gerechtigkeit.

Seit einem Monat war der ehemalige Fuhrherr Gottfried Ebelt arbeitslos. Die Schuld lag wohl zum größten Theil an ihm selbst. Denn er wollte auch gar nicht mehr arbeiten. Im Anfang hatte er noch hier und da eine Gelegenheitsarbeit angenommen; aber dann hatten ihn seine Gedanken überwältigt und er war in eine vollständige Apathie gerathen.

Im März hatte er nämlich seine Frau verloren. Und Das war's, was ihm eigentlich den Rest gegeben; Das hatte noch zu allem Uebrigen gefehlt . . .

Wenn man irgend Jemand einen Besessenen nennen konnte, so ihn.

Von seinem Vater hatte er draußen im Norden der Stadt, gegen Pankow hin, ein hübsches, schuldenfreies Häuschen und Anwesen geerbt, eine kleine Fuhrwirtschaft, die, in bester Ordnung, ihrem Mann gut und sicher ernährte. Er hatte ein armes, aber fleißiges, wirtschaftliches und verständiges Mädchen geheirathet. Im Anfang war Alles auf das Beste gegangen; seine Frau hatte ihm nach und nach sechs muntere, gesunde Kinder geboren; es war eine Zeit, wo viel gebaut wurde, er stand mit den Bauherren in geschäftlicher Verbindung und verdiente ein schönes Stück Geld.

Aber dann waren schlechte Zeiten gekommen, die sein Geschäft in Rückstand brachten; und nicht genug damit: ihm starben im Zeitraum von ein paar Jahren seine Kinder weg, in einem Alter, wo er an ihrem Gedeihen die reinste väterliche Freude hatte, wo sie ihn, an Leib und Seele wohlgerathen, mit den schönsten Hoffnungen erfüllten; seine Frau verfiel in ein schleichendes Siedthum, dann hatte er Verlust an Vieh und Geräth, stürzten und krepirten ihm Pferde und, wie man so sagt, Eins kam zum Anderen.

Schlag für Schlag war das Unglück über ihn hereingebrochen. Eine Schuld nach der anderen war er genöthigt gewesen auf sein kleines Anwesen zu häufen und so unverzagten Muthes er auch immer wieder in die Höhe gestrebt hatte: der Stein war im Rollen, er konnte sich nicht mehr halten; es ging mit ihm zu Ende. Sein Häuschen und seine Wirtschaft wurden ihm genommen. Als ein alternder Mann sah er sich noch gezwungen, den Tagelöhner zu spielen. Da war ihm nun auch noch seine Frau gestorben, — und nun wars vorbei. Er kam in Gedanken und Gräbeleien, vernachlässigte seine Arbeit, so daß er schließlich nicht mal mehr das Bißchen Niethjins für das armselige Hofloch hatte aufbringen können, in dem er die letzten Jahre mit seinem kranken Weib gehaust. Der Wirth hatte ihn vor die Thür gesetzt und nun lag er auf der Straße . . .

Zwei Tage und eine Nacht hatte er sich bereits obdachlos in allen Stadtvierteln Berlins umhergetrieben. Es ging in die zweite Nacht.

Das Centrum Berlins an einem schönen, lauen Frühlingsabend.

Ebelt, der vom Norden her die Chausseestraße herabkam, mit der Absicht, sich in den Thiergarten zu begeben und dort einen geeigneten Fleck zum Uebernachten aufzusuchen, schob sich langsam, mit wankenden Knien, an den Schaufenstern hin, die Friedrichstraße hinauf.

Er war schon sehr heruntergekommen. Sein Gesicht war gelblich und fahl, seine alte, abgetragene Kleidung verschmutzt von der Nachttrube im Freien; wirr starrte ihm der in der letzten Zeit ergraute Bart und seine Augen lagen

tief. Stumpf und müde schleppte er sich vorwärts, in dieser lastenden, trüben Theilnahmlosigkeit, die sich seiner seit dem Tode seiner Frau bemächtigt hatte, in dieser unbestimmten, gleichgültigen Erwartung, wie ihn wohl sein Schicksal zu Ende bringen wollte.

Um ihn brauste und rauschte der bunte, klare Frühlingsabend des berliner Centrums. In der Fülle von Pracht und Lebensüberfluß, in dem lebendigen, großen Rauschen und Treiben dieses Verkehrs überkam ihn Etwas wie Scham und Gedrücktheit, eine scheue, sich in sich selbst hinein duckende Verlegenheit und ein instinktiver Respekt; und was in ihm Halbbauer war, da draußen aus dem Norden, vom Weißbühl der Vorstadt her, wo sie sich an der äußersten Grenze ins Land und ins Dorf hinein verliert, Das gerieth in ein unwillkürliches, verdupstes Schauen und Staunen. Die bunten Herrlichkeiten der Schaufenster, der Duft der Parfums und der feinen Tabake, der von den Vorübergehenden ausging, die gleichenden Frühlingsstoiletten der Weiber, das Hin und Her der Wagen: das Alles brachte ihn in einen dumpfen Rausch und Taumel.

Schließlich fühlte er sich verwirrt und betäubt, wie ein verlaufenes Thier. Da er ausgehungert war, befiel ihn ein Schwindel, so daß er sich ab und zu gegen eine Hauswand lehnen mußte.

Er bog unter die Linden ein, wo er sich freier fühlte, überschritt den Jahnbadweg und schleppte sich im Schatten der Promenade dem Brandenburger Thor zu.

Das Geäst der Baumkronen, die im Schmutz ihres ersten grünen Schimmers prangten, erhöhte die frischen Töne des Sonnenunterganges, die sich von den tieferen Muthen über dem Brandenburger Thor in lustigen Farbenspielen weit über den klaren Himmel dehnten und die Zinnen der Bauten mit einem zarten Rosa beklebten.

Das schöne Bild, die linde, liebliche Abendluft, das Spiel der Kinder um die Bänke herum: das Alles weckte ihn ein Wenig aus seiner wirren Dumpfheit. Der Verkehr auf dem Reitweg fing an, ihn zu interessieren. Auf einer Bank ließ er sich nieder und betrachtete das Hin und Her der Reiter. Militärs im blinkenden Uniformschmuck, Civilisten in eleganten Reitkostümen, Reitknechte in schmutzigen Livreen, Damen in knappen Reitgewändern kamen vorüber und er spürte so Etwas wie eine leise Freude über alle die wohlgehaltenen Thiere, die in der blauen Dämmerung der alten Bäume an ihm vorüberglitten. Ein lebendigeres Gefühl, eine Freude, die ihm wohlthat, die sein müdes, gutmüthiges und schweigsames Gesicht mit einer leisen Wehmuth verklärte, unter der sich unbestimmte Erinnerungen regten.

Allein und abgesondert, mit den Armen müde über die Lehne hängend, den Kopf mit der verschossenen, zerknüllten Mütze vornüber gebeugt, den struppigen Bart auf den Rockärmeln: so hockte er auf dem äußersten Ende der Bank. Die übrigen Spazirgänger, die sich hier zur Rast und, um den schönen Abend zu genießen, niedergelassen hatten, waren von dem alten, schmutzigen Stromer fortgerückt. Und so starrte er in dem flüchtigen Wohlgefühl einer stumpfen Ruhe auf den Verkehr des Reitweges.

Bis in die Dunkelheit hockte er so. Die Reihen der Gaslaternen drüben auf den Trottoirs fingen an, aufzukommen. Weit hinten aus den hellvioletten Dünsten der dämmernden Straße begannen sie, sich zu entzünden; immer mehr wuchs die fröhlich glühende Lichtreihe und oben, mitten zwischen den dunklen Massen der Baumkronen, bligten die großen weißen elektrischen Monde auf.

Ebelt erhob sich und wankte, die Hände in den Taschen seines alten, zerrissenen Arbeitsjackets, mit krummem Rücken langsam weiter. Er schritt über den Pariser Platz und ging zwischen den mächtigen Säulen hin durch das Thor. Zwischen dem Getümmel der Pferdebahnwagen, Droschken und Equipagen, zwischen den Radfahrern und Reitern hindurch schob er sich bis zu einer der runden Steinbänke, die sich an dem hohen, gestukten Buschwerk am Eingang der Charlottenburger Chaussee befinden.

Totmüde ließ er sich hier nieder, um die völlige Dunkelheit zu erwarten und sich dann irgendwo in die heimlicheren Finsternisse des Thiergartens zu verlieren. Er hatte den Tag über kaum Etwas gegessen. Ein Fieber schüttelte ihn. Er griff in die Jodettafche nach dem Fläschchen und fand noch einen Rest Branntwein, den er austrank und der ihm ein Bißchen wärmte.

In diesen letzten Tagen hatte er zum ersten Male Branntwein getrunken. Nie in seinem Leben hatte er Alkohol zu sich genommen; höchstens hatte er in früheren Jahren mal, wenn er mit Frau und Kindern sonntags draußen in der Vorstadt einen Restaurationgarten aufsuchte, ein Glas Bier getrunken.

Mit aufgestüttem Kopf duffelte er, von dem Fusel ein Wenig betäubt, vor sich hin und nahm den Anblick in sich auf, der sich weit vor ihm breitete.

Das eilige, dunkle Getriebel der Menschen und Fuhrwerke über das saubere Grau des Pflasters hin, überstrahlt von dem Schein der vielen Gasflammen, gegen das die erlöschende Klarheit der Höhen ihren letzten Kampf kämpfte; die mächtige Masse des Thores; die eleganten, imponirenden Fassaden der Gebäude, die sich rechts in dem Aftgewirr der Promenadenanlagen bis zur Vennstraße verlieren, links bis zu dem prächtigen Kolosß des Reichstagsgebüudes hin ausdehnen; die schwarzen Massen der alten, hohen Bäume; die mächtigen Gaslandelaber vor ihm auf dem Platz . . .

Ja, ja! . . . Er gähnte und fuhr mit seinen breiten, braunen, hornharten Händen langsam über die Schenkel.

An seiner biden, grauen Arbeitshose sahen noch breite Flecke von rothem Badsteinstaub, der sich von seiner letzten Arbeit draußen auf den Bauten der Vorstadt eingefressen hatte.

Stumpfsinnig starrte er sie an und strich mit seinen knorrigen Fingern in einem gegenstandslosen Nachdenken drüberhin.

Und plötzlich sah er die elende Doppelunke, draußen in der Vorstadt, im fünften Stock, dieses kalte, von den feuchten Frühjahrswinden durchwehte Loch, in dem seine Frau gestorben war, in dem sie Beide die letzten elenden Jahre allein mit einander vegetirt hatten, — wer weiß wozu? . . . Er sah das erbärmliche Bett und die Arme mit ihrem weißen, unendlich abgekehrten, verhärmten Gesicht und sah sich, wie er in ihren letzten Augenblicken stumm und mit verhaltenen Thränen bei ihr auf dem Bettrand saß, wie ihre erlöschenden Blicke in Liebe und Sorge an seinem Auge hafteten, — die letzten Abschiedsblicke, und wie er sie nur stumm aufrecht hielt in seinen Armen und wie sie dann ausgehaucht hatte. . .

Er mußte lachen, leise und kurz, während seine Finger an der Nase zupften und seine Blicke irr und mit einer stillen Wildheit hinglitten über das eilige, treibende, blödsinnige Gewimmel des Verkehrtes, das vor ihm auf dem weiten Platz durcheinanderwirbelte, sich kreuzte und ineinander verschlang.

Aber dann sank er wieder stumm in sich hinein. Nur an seinem Mund war noch das kurze Bissen geblieben, das ihm die Rippen zusammendrückte und die Mundwinkel nach unten zog, und seine Augen hatten sich gekniffen. Es nahm sich aus, als wenn er stillvergnügt über irgend etwas recht Angenehmes nachdächte; ungefähr wie früher, wenn er abends, nach gutem Geschäft, mit dem Wagen in seinen kleinen Hof einfuhr und die Kinder, denen er irgend eine Leckerei mitgebracht hatte, ihm jubelnd entgegen sprangen.

Aber das Uebermaß seines starren, versephten Schmerzes und seiner Schande, die tiefe Wunde, die seine Rechtschaffenheit und sein Ehrgefühl durch die Schicksale der letzten Jahre erlitten hatten, umhüllten ihn mit einer feinen, eisigen Kühle.

Verkommen! Verlumpt! Ohne Ehre, ein alter, umherlungrender Stromer!

Ja, ja! . . . Nu! . . .

Arbeiten? Wieder arbeiten?

Arbeit! Was fühlte er Alles in diesem einzigen Wort! Ehrliche, rechtschaffene Arbeit war all sein Leben und war seine schönste Freude gewesen.

Sein Auge wurde feucht; und langsam, langsam rann ihm eine einzige Thräne über seine schmutzige, gelbe, verranzelte Wacke hinunter in den Bart.

Arbeiten! Wieder arbeiten!

Nu ja! . . . Doch wohl! . . . Vielleicht! . . . Was sonst?

Morgen! Morgen vielleicht! Morgen konnte er am Ende doch mal wieder hinausgehen zu den Baustellen in der Vorstadt.

Morgen!

Als er aus einem langen Brüten wieder aufblickte, bligten am Nachthimmel die Sterne.

An allen Gliedern erschlagen, mühte er sich in die Höhe und verschwand in der Finsterniß der Anlagen.

Er wußte nicht, wie lange er gelegen, als er sich wachgerüttelt fühlte. Blinkende Uniformknöpfe und eine Helmspitze.

Er glogte.

Eine grobe Militärstimme fährt ihn an.

Er weiß nicht, was los ist.

Aber jetzt wird er von der Bank heruntergerissen, eine kräftige Faust hält ihn am Arm gepackt.

Ach, ein . . . Schußmann?

Ein Schußmann! Polizei!

Er soll mitkommen! Auf die Polizeiwache.

Auf . . . auf die Polizeiwache . . . die . . . Polizeiwache? . . .

Ja, ja! Nu!

Halb gezogen, taumelt er, noch ganz schlaftrunken, neben dem Schußmann her.

Auf die . . . Polizeiwache.

Aber plötzlich kommt er zum Bewußtsein.

Die . . . Polizeiwache! . . . Polizei! Was . . . was hat er denn mit der Polizei zu thun?

Er, ein rechtschaffener Mensch mit . . . mit der Polizei?



Er will Etwas sagen, aber . . . Ja, ja! Obdachlos! Und . . . und . . .  
Obdachlos!

Ja, ja!

Wie im Traum taumelt er durch die helle Pracht von Lichtern, durch die schöne Frühlingsluft einsamer, schlummernder Straßen und dann wird es dunkel und öde; sie sind in eine Nebenstraße eingebogen; ohne Ende schreiten sie vorwärts und dann wieder um eine Ecke und noch um eine . . .

Mechanisch will er nach der Faust tasten, die ihn gepackt hält, die ihn vorwärts reißt und deren Griff ihm Schmerz verursacht; aber er ist wie in einer Starre. Er will Etwas sagen, aber bringt keinen Laut über die Lippen.

Was ist denn nur eigentlich . . . Warum . . .

Sie stehen vor einem dunklen, grauen Haus. Eine Laterne, die ein düsteres, rothes Licht in einen niedrigen Thorweg wirft.

„*March! Vorwärts!*“

Er wird durch einen langen Hausflur gestoßen, in dem eine gelbe Gasflamme flackert. Ein paar Stufen hinauf. Eine Thür öffnet sich.

Sie sind in einem kahlen Zimmer, in dem zwei trübe Gasflammen brennen. Hinter einer hölzernen Schranke befinden sich große Bureauulte mit Regalen. Ein breitrückiger Schutzmann schläft an dem einen, das Gesicht zwischen den aufgestützten Säulen. Der an dem anderen räfelt sich und gähnt.

Es wird auf Ebelt losgefragt; aber er versteht nicht, kann nicht antworten. Mit Mühe und Noth kann er endlich die nöthigen Ausagen machen.

„*March!*“

Er wird in einen schmalen, dunklen Korridor geschoben, eine Thür wird gedffnet, über der in einer Luke eine Gasflamme brennt. Er befindet sich in einem halbdunklen, engen Raum, der mit einer dumpfen, stickigen Luft und einem schweren, äblen Alkoholdunst angefüllt ist. Die Thür schlägt zu. Ein Schlüsselbund rasselt. Mehrmals wird herumgeschloffen; schwere Tritte verhallen drauhen nach vorn.

Die Polizei. Er ist in Polizeigewahrsam. Eingesperrt!

Ebelt steht da . . .

Aus dem dunklen Hintergrund kommt ein schweres, rasselndes Schnarchen. Auf einer hölzerner Preitche liegt der Länge nach ein Kerl mit struppigen Haaren und einem gedunsenen Gesicht.

Ebelt taumelt gegen die Thür und schreit auf wie ein Verrückter; haut mit dem Säulen gegen die Thür und brüllt und brüllt . . .

Das Schnarchen hinter ihm hört auf; die alte Holzpreitche knarrt und kracht; eine heiserne versoffene Stimme:

„Was, zum Donnerwetter . . . Leg Dich hin un halt de Schnauze!“

Aber Ebelt brüllt und brüllt und sein Brüllen wird ein dumpfes, verzweifeltes Heulen.

Drauhen schlagen Thüren; Schritte kommen durch den Korridor auf die Thür zu.

Auf der Stelle soll er sich ruhig verhalten!

Aber er hört nicht.

Drauhen wird hin und her gesprochen. Die Schritte entfernen sich wieder. Das helle Schrillen einer Telephonklingel.

Ebelt ist an der Thür zusammengebrochen. Er hat das Gesicht in die Hände gedrückt und wimmert und schluchzt jetzt wie ein kleines Kind.

Lange liegt er so da.

Die Thür wird wieder geöffnet, er wird beim Arm gepackt und in die Höhe gerissen.

„Vorwärts, vorwärts! Die Reise geht weiter! Wolln mal ne kleine Spazierfahrt machen, alter Herr!“

Er wird durch den Korridor gezerrt; vorn im Zimmer werden ihm die Taschen untersucht: ein Stück Schnur, das Fläschchen, Stahl und Schwamm, ein Röllchen Priem, das Klappmesser, ein Ridelstück. Und nun wieder die Stufen hinunter durch den Flur. Draußen vor der Thür steht ein großer, dunkelgrüner Wagen. Hinten ist eine Thür offen, die eine vergitterte Luke hat. Er wird hineingeschoben, bricht in einer Ecke auf einer gelben, harten Holzbank zusammen. Der Beamte steigt ein und nimmt, nachdem die Thür zugeschlagen ist, in einem kleinen Verschlag bei der Thür Platz.

Ebelt hat Gesellschaft. Da ist so eine Art schäbiger Eleganz in einem Cylinder und einem gelben Sommerüberzieher und ein altes, dickes Weib in einem Umschlagetuch, mit Hängeboden, kleinen Furselaugen, einer dicken, rothen Nase und einem mächtigen Größbeutel unter ihrem dünnen, grau melirten Haar.

Ein dumpfes Poltern und Drehnen. Das Fuhrwerk setzt sich in Bewegung.

Ebelt starrt wie ein Wahnsinniger. Steif, ohne Bewegung, sitzt er in seiner Ecke; nur mit den Fingernägeln kraht er leise an der Bank und stiert bald auf die Alte, bald auf den Gentleman im gelben Sommerüberzieher, die mit einander in eine vergnügte Unterhaltung gekommen sind.

Nach einer langen Fahrt kreuz und quer durch das Ungewisse hält der Wagen, die Thür wird aufgerissen, sie steigen aus und werden in ein ungeheures, schloßartiges Gebäude hingingbracht, das aus rothen Backsteinen gebaut ist.

Es ist eine ganze Wanderung, bis sie in einen großen, saalartigen Raum gelangen. Ein ungeheurer, langgedehnter, niedriger Raum mit irgend so einer hellen Oelfarbe gestrichen, die Decke von schwarzen eisernen Säulen und Pfeilern gestützt. Gasflammen bringen in das dunstige Dunkel eine leise, müde Helle.

Aus einem kleinen Vorraum werden sie durch ein hölzernes Gitter in den Saal geschoben.

Bis in das Dunkel der Hintergründe hinein dehnen sich niedrige Holzpritschen mit Gängen dazwischen; auch an den Wänden hin ziehen sich diese Pritschen; und auf ihnen ein unheimliches, schwarzes Gewirr von menschlichen Körpern in dunklen, schäbigen Kleidungsstücken, von denen ein übler Dunst ausgeht.

In dem ganzen Raum ist es still. Nur daß hier und dort Jemand auf dem Rande seiner Pritsche sitzt und sich leise mit seinem Nachbarn unterhält; Schnarchlaute in allen erdenklichen Tonarten; Stöhnen und Brungen; Jemand, der im Schlafe spricht; ein Arm, ein Bein, die sich regen oder in die Höhe reden, ein Körper, der sich schwerfällig herummwälzt, sich halb aufrichtet; ein wirres, ver-schlafenes Gesicht in dem schmutzig gelben Gaslichtschein. An einem der Pfeiler sitzt ein alter Kerl mit biden, mit Lappen umwickelten Beinen, der ein paar Krücken neben sich liegen hat; er stöhnt, winselt und jammert; er scheint Schmerzen zu haben oder thut vielleicht auch nur so.

Ebelt ist auf eins der Holzgestelle niedergefunken. Aufrecht sitzt er da, die Hände mit leise sich krampfenden Fingern auf den Schenkeln, und sieht mit einem wirren Grinsen umher.

Unwillkürlich richten sich seine Blicke in die Höhe zu den kleinen, eisenvergitterten Fensterlücken oben unter der Decke, die schon blau sind von dem anbrechenden Tag.

Er weiß nicht, was mit ihm ist, wo er sich befindet, was mit ihm werden soll; keinen Gedanken kann er fassen; seine Seele ist erstarrt in einem innerlichsten Schauer und Grausen. Nur das eine Gefühl, daß er im Gefängniß ist, zum ersten Mal in seinem Leben im Gefängniß. Daß er irgendwie ehrlos ist, in Schande und Erniedrigung gerathen. Und ihm ist, als wäre er mit einer dicken, freßenden Schmutzschicht überzogen, unter der er ersticken müßte . . .

Ja ja: obdachlos! Nichtig! Er hat ja zwei Nächte lang kein Obdach mehr gehabt, kein Obdach; hat nicht mehr gearbeitet!

Du großer Gott! Was . . . war denn nur eigentlich . . . mit ihm los?!

Entsetzt. zghn. seine. Blicke. über. das. dunkle., dunkelnde. Gemirr. der. Menschenleiber.

Bettler, Landstreicher, Diebe, Zuhälter, Trunkenbolde, Obdachlose. Das elendeste, unglücklichste, verkommenste Gesindel, der Abschraum der Großstadt.

Es ist aus mit ihm; er ist am Rande, am äußersten Rande!

Dumpf hasten seine Blicke an dem kleinen, blauen Biered oben, von dem sich ein bleiches, fahles Zwielicht über die Decke hinlegt; leise reiben seine Hände über die Schenkel; seine Rinnladen lauen und es würgt ihn in der Kehle.

Und wieder erinnert ihn dieses bde, blasse Zwielicht an die Sterbestunde seiner Frau. Es war auch gegen Tagesanbruch gewesen, als sie in seinen Armen verschied. Das selbe kalte, fröstelnde Licht in dem fahlen, armfälligen Zimmer. Der elende Strohsack, auf dem sie gelegen hatte, die schmutzige, zerflachte, faden-scheinige Decke; und er hörte ihren letzten, verhauchenden Seufzer, ihr letztes, sorgenvolles Wort: „Vater!“

Und sie war ein so gutes, braves Weib gewesen! Womit hatte sie denn eigentlich all das Elend verdient?

Und seine Erinnerungen führten ihn weiter zurück in die ersten guten Zeiten ihres beschriebenen Wohlstandes und weiter, wie dann Alles so Schlag auf Schlag zerronnen war.

Und plötzlich wurde Etwas in seinem Hirn hell, ein Gedanke, ein einziger Gedanke: Gerechtigkeit!

Wo war denn eigentlich nur die Gerechtigkeit in der Welt?

Da saß er mit seinen grauen, in Ehren ergrauten Haaren, ein rechtschaffener, braver, ehrlicher Mensch von Kopf bis zu Fuß, hier unter diesem Abschraum, unter diesem stinkenden, verklumpten, verkommenen Gesindel, als ob er in aller Welt nichts Besseres werth wäre.

Und mit einem Male lachte er; ein leises, kurzes, böses Lachen.

Und er sank in sich zusammen und begann, über diesem Wort zu brüten; und seine Hände ballten sich und preßten mit schwerem Druck auf die Schenkel, seine Muskeln strammten sich und seine Rinnladen knirschten.

Gerechtigkeit!

Und das Wort wurde so Etwas wie eine Forderung.

Gerechtigkeit!

Im Vorraum wurde es jetzt lebendig. Schuppleute kamen, Beamte gingen mit Papieren, es wurde gesprochen und konferirt. Durch die offene Thür brach aus dem Flur die helle Frühlingssonne herein. Die Gasflammen kämpften mit dem Tageslicht, das durch alle Lufen oben in den Raum drang.

Auch über die Pritschen hin regte es sich. Man richtete sich in die Höhe, räfelte sich, gähnte, stöhnte, stand auf, fing an, hin und her zu gehen; es wurde geschwaßt, gelacht.

Vorn klirrte Etwas. Ein paar Männer brachten große, dampfende Blechkübel, Geschirre und Brot angeeschleppt. Eine Pritsche wurde frei gemacht, die Kübel wurden geöffnet, das Brot und die Geschirre vertheilt: der Frühflassee.

Es gab einen Andrang; man stieß sich und zankte. Die Beamten schafften Ordnung. Dann hochte man umher und es gab ein Geschlapp, Geschlarfe und Gekau . . .

Es war gegen Mittag, als Ebelst wieder frei war und übernächtigt, wirt und mit blinzelnden Augen, draußen vor dem Gebäude in der hellen, warmen Frühlingssonne stand.

Er befand sich beim Bahnhof Alexanderplatz. Oben gingen diezüge hin und her, aus der schwarzen Halle heraus, in die Halle hinein; um ihn herum toste der Verkehr des Platzes.

Eine Weile stand er so, taumelnd und verwirrt in der grellen, blendenden Helle des Sonnenlichtes. Endlich setzte er sich in Bewegung, schau, verdukt, wie ein stupiges Thier . . .

Er fühlte seine Füße kaum; es war, als ob es ihn nur so hintrüge, — und in seinem Gehirn immer nur dieser einzige, bittere, würgende Gedanke: Gerechtigkeit!

Und da überkam ihn eine seltsame, irre Empfindung; so ein sonderbarer, gegenstandsloser, stiller, wühlender Grimm, der ihm die Fäuste in den Rocktaschen krampfte, ihm in allen Muskeln zog und suchte und ihm ein stoßendes, kurzes, heiseres Lachen aus der Kehle preßte.

Würgen! Würgen! Jrgend wem würgen! Weil ihm seine sechs Kinder gestorben, weil ihm seine Pferde krepirt waren, weil seine Frau sich die Schwindsucht angedockert hatte, weil tausend und aber tausend Gallunken in Glück und Wohlstand lebten und ein braver, ehrlicher Kerl zu nichts in der Welt gut ist, als daß ihm eine Last und eine Drangsal nach der anderen aufgedeckt wird, als daß er im Dreck verkommt wie ein Stück Vieh!

Und all der Blunder und Luxus in den Schaufenstern, an denen er hinstrich, gerlumpt, schmutzig, krank und hungrig, ehrlos und ausgestoßen, all die Menschen, die da an ihm vorüberhasteten, dieser ganze bunte, brausende, fröhliche Verkehr: das Alles wuchs zusammen und einte sich zu einem einzigen feindlichen Wesen, zu einem einzigen bösen, unbarmherzigen Wesen, dem er nie

ein Reid gethan und das es nur darauf angelegt hatte, ihn zu Grunde zu richten. Warum? Weil er zu gut war, zu gut und zu dumm! Und weiß der Teufel! Das war richtig! Richtig wie nur irgend was in der Welt! Zu gut und zu dumm!

Es war, als wenn ihm ein Schleier von den Augen fiel und als wenn er sich einen Augenblick mit den Augen dieses feindlichen, bösen Wesens sähe, das ihn da umlauerte und umbrauste, daß es ihm in den Ohren klang, wie ein einziges großes Spott- und Hoßngelächter. Und er lachte dies Sachen mit, blieb stehen und lachte laut und hart und grell auf, lachte über sich selbst, daß so ein polizeiwidrig gutes und dummes Thier eben zu nichts Anderem in der Welt da ist. Und er verstand Das . . .

Aber plötzlich zuckte er auf in einer brennenden Scham, als würde ihm von allen Seiten ins Gesicht gespien, und Alles zog sich in ihm zusammen zu einem einzigen, ungeheuer konzentrirten, seltsam lauernden Haß gegen dieses Wesen, gegen dieses eine ungeheure, böse, unbarmherzige Wesen, das ihn da umhöhte, anspie, stieß und trat. Und nur das Eine fühlte er noch, daß er es irgendwo packen, irgendwo sich an ihm rächen, daß er es irgendwie totschlagen, tot . . . tot . . . schlagen müßte.

Er schäumte zwischen den zusammengebissenen Zähnen. Ganz war er in der blinden Wuth, wie sie zwei Männer ergreift, die, das blanke Messer in der Faust, auf Tod und Leben einander gegenüber stehen.

Mit schiefem Blick beobachtete er die Gesichter der Vorübergehenden, wie er mit geducktem Rücken langsam die Straße hinaufbummelte, und überall hatte er die eine und gleiche Vision: überall sah er diesen Spott, diesen Hoßn, diesen selben kalten Hoßn, das selbe unbarmherzig höhrende Auge. Es waren Hunderte und aber Hunderte, — und doch ein und das selbe feindliche, unbegreifliche und tödlich verhaßte Gesicht, ein und das selbe Wesen, das ihn in wechselnder gleitender Gestalt, faßbar, unfassbar, umgab wie ein Todfeind.

Eine ganze Weile hatte er gestern, als er vom Norden kam, auf der Weidenbammer Brücke gestanden und, über das Geländer gebeugt, in das trübe Wasser hinunter gesehen und hatte gedacht, ob es nicht das Beste wäre, wenn er ein Ende machte und sich hinunterstürzte. Warum hatte es ihn so räthselhaft zurückgehalten?

Wie eine letzte, unauslöschlich fressende Schmach und Schande empfand er diesen Aufenthalt in dem schmutzigen Polizeigewahrsam unter all diesem verkommenen Gefindel.

Gerechtigkeit! Gerechtigkeit! Und dieses Auge, dieser heimliche Gegner, dieses eine bewußte Wesen, in das sich ihm jetzt die heimliche Schicksalsmacht seines ganzen Lebens zusammenschloß und verkörperte, dieser wahnsinnige, erbarmungslose, kalte Weiniger, der sich ihm nun gleichsam zu offenbaren anfing, gestern schon in diesem Schutzmann, der ihn von der Promenadenbank gerissen hatte, und heute in all den Hundert und Hunderten, die an ihm vorüberglitten, dieser Todfeind, der sich an ihn heranbrängte und ihn so seltsam zu reizen begann!

Und vor Grimm und treibender Ungebuld fing er an, zu weinen.

So irrte er den ganzen Tag umher, bis er sich gegen Abend wieder draußen im Norden befand.

Die Hände in den Hosentaschen, sein Klappmesser in der Hand herum-drehend, stand er vor einem Rohbau. Die Leute stiegen von den Gerüsten herab und kamen in ihren rothbestäubten Arbeitkleidern aus dem großen, dunklen Thorgang, um sich aus der Arbeit des Tages nach Haus zu begeben. Viele von ihnen aber gingen in die Stehbierhalle drüben am der Ecke, um bei einem Glas Bier und einer Cigarre noch eins zu plaudern.

Unwillkürlich schloß er sich an, betrat das Lokal, setzte sich in einen Winkel und ließ sich sein Fläschchen mit Brantwein füllen.

Er kippte die halbe Flasche hinunter; halb aus Verlegenheit, in die ihn zwischen diesen Leuten sein heruntergekommener Zustand versetzte. Aber der Alkohol regte ihn auf, wie er ihn so hastig in den nüchternen Magen hinuntergoß, und er gerieth wieder in diese heimlich würgende, lauernde Stimmung.

Mit unterlaufenen Augen stierte er auf die Gäste. Sie saßen an den kleinen Tischen bei einander, rauchten, tranken, lachten, plauderten und spielten Karte.

Leise und unausgesetzt trommelte er mit seinen harten Fingern auf der Tischplatte herum, pfiß vor sich hin, zuckelte im Takt mit den Beinen und sein Auge hastete an den Leuten, als lauerte er auf ein Wort oder eine Bewegung, die ihn beleidigen könnte.

Aber Niemand bekümmerte sich um ihn.

So saß er eine ganze Weile, als sich die Thür aufthat und ein neuer Gast in das Lokal trat.

Es war ein kleiner, stammer Kerl in einem hellen Maureranzug; blond, mit einem runden, rothigen Gesicht und kleinen, fidelen, grauen Zwinferaugen.

Ebelt blickte in die Höhe und starrte ihn an.

Er kannte ihn. Es war Brecht, der Maurerpolier. Ebelt hatte früher mit ihm zu thun gehabt, früher, als er noch Fuhrherr war, und hatte wohl manchmal mit ihm zusammengesseffen und ihm was zu Gute kommen lassen.

Aber nun suchte er zusammen. Brecht hatte ihn auf den ersten Blick in seiner Ecke bemerkt. Er stand und fixirte ihn und schien ganz überrascht zu sein.

Für einen Moment hatte Ebelt nun doch bei Seite sehen wollen, um lieber nicht bemerkt zu werden, aber dann blieben seine Blicke an diesen kleinen fröhlichen Funfelaugen haften, die ihn seltsam zu reizen begannen.

Eine Weile saßen sie einander so an, bis endlich Brecht auf seinen Tisch zukam.

„Ra?“ sagte er herablassend, indem er sich setzte. „Ebelt?! Wo kommen wir denn her?“

Ebelt lächelte. Es war beinahe sein altes, gutmüthiges Nücheln von früher, das gleichsam einen leisen Anflug von Bescheidenheit und Demuth hatte. Aber er sagte nichts; saß nur ganz still, den Rücken vornübergebückt, die Hände vor sich hin auf der Tischplatte zusammengelagert und sah Brecht mit gekniffenen Augen ins Gesicht.

Aber es klang in ihm nach wie ein Echo: „Wo kommen wir denn her?“ Und er fühlte bis in die innerste Seele das Beleidigende und Demüthigende,

das in dieser gleichgiltigen Bewegung war, mit der sich der Maurer jetzt nach dem Buffet hinwandte und mit seiner lauten, quäkenden Stimme Bier und Cigarren bestellte. Hastig und tief begann Ebelts zu athmen, als wenn ihn auf der Brust Etwas würgte, und seine Fingernägel kratzten leicht an der anderen Hand.

„Um?“ machte Brecht, indem er sich wieder zu ihm drehte und ihn mit seinen kleinen, grauen Augen selbstbewußt und spöttisch ansah. „Was machen wir denn nu eigentlich?“ Er gähnte Ebelts ins Gesicht.

Ebelts laute mit den Kinnladen und schluckte; immer mehr nahmen seine Augen und die Haltung seines Kopfes diesen seltsam demüthigen, wie bittenden Ausdruck an.

Brecht bekam Bier und Cigarren. Er bestellte, ohne gefragt zu haben, auch für Ebelts.

„Na, da bringen Sie nur mal meinem alten, guten Ebelts hier ooch gleich noch 'n Teppchen!“ Denn Das mußten sie ja doch wohl begießen. Sie hatten sich ja ewig und drei Tage nicht gesehen. Hähäh!

Und nun fing Brecht, die Arme lang über die Tischplatte gelegt, an, zu reden. Die Karre ging wohl schief? Na, aber nur immer den Kopf oben behalten! Das wird ooch noch mal wieder besser kommen!

Das Bier wurde gebracht und neben Ebelts hingestellt, der es aber nicht beachtete und schweigend, wie durch einen Nebel, an diesen Augen haftete. . . da vor ihm, diesen Augen. . .

„Hähäh! Ja, ja, wenn der Mensch Malheur hat“, meinte Brecht. Und so eine rechtschaffene, gute Haut wie Ebelts! Aber er sollte doch mal fragen kommen? Sie könnten da auf dem Bau wohl gut und gern noch 'n Handlanger brauchen. Es wäre so gut wie sicher, daß Ebelts Arbeit bekommen würde; und er, Brecht, würde sicher sein Möglichstes thun. Und so fort.

Aber mit einem Male war Ebelts leise zusammengezuckt, seine rechte Hand hatte sich von der anderen gelöst und war in der Hosentasche verschwunden. Er grinste und lachte ganz leise und verwirrt, so ein leises, kurzes, gesättigtes Lachen und nickte mehrmals kurz mit dem Kopf, gerade als wenn er Das, was Brecht da hinredete, bestätigen wollte.

Gemüthlich schwatzte Brecht weiter. Aber jetzt sollte Ebelts doch mal erzählen, wies ihm nu eigentlich ergangen wäre, und. . .

Aber plötzlich fuhr Etwas blitzschnell und haarstark von oben herunter über den Tisch weg, auf ihn ein.

Ein kurzer, ersticker Schrei. . . und Brecht schlug mit dem Stuhl hinten über in das Vokal. Ein Getümmel entstand, der Wirth stürzte hinter seinem Buffet vor, die Gäste drängten sich um den Tisch. Brecht lag lang auf dem Boden. Er war tot. Ebelts hatte ihn mitten ins Herz getroffen.

Er stand da, die Häufte auf den Tisch gestemmt, mit gekniffenen Fingern auf den Toten niederstarrend und kicherte und kicherte. . .



## Die deutsche Soda-Industrie.

Die Geschäftsabschlüsse einiger Sodawerke haben neuerdings mehreren großen Blättern Veranlassung gegeben, die Aufhebung der bestehenden Prohibitivzölle auf Sodafabrikate warm zu befürworten. Soda bildet bekanntlich einen der wichtigsten Rohstoffe für die Seifen-, Papier-, Farbenfabrikation u. s. w. und die große wirtschaftliche Bedeutung dieser Industrien gestattet nicht, stillschweigend abseits zu stehen, — um so weniger, als neuerdings zwischen Produzenten und Konsumenten ein heftiger Streit entbrannt ist, der interessante Einzelheiten über das Verhalten des Sodaringes zu Tage gefördert hat.

In meiner Schrift „Deutschlands Soda-Industrie in Vergangenheit und Gegenwart“ (Cotta's Verlag, Stuttgart 1895) habe ich nachgewiesen, daß die bestehenden Zölle auf verschiedene Sodafabrikate von den Interessenten meist nur mit Hilfe unrichtiger Angaben erlangt worden sind. Nachdem ich, als der Erste, die Öffentlichkeit alarmirt hatte, richtete auf Grund meiner Schrift vor etwa zwei Jahren der „Verband der deutschen Seifenfabrikanten“ an den Bundesrath eine Petition um Aufhebung oder Herabsetzung der Sodazölle und in letzter Zeit haben sich diesem Vorgehen verschiedene Handelskammern angeschlossen. Auch zwei bekannte Fachmänner stellten sich auf meine Seite. Professor Dr. Georg Junge (Zürich) gestand, daß er die von ihm früher verteidigte Zollerhöhung des Jahres 1879 jetzt, seit er meine Schrift kenne, anders beurtheile, und H. Schreiß erklärte in seiner Abhandlung über die Fortschritte auf dem Gebiete der Soda-Industrie (Chemiker-Zeitung von 1896, S. 953): „Sehr interessant in Bezug auf die Entwicklung der Soda-Industrie ist das Werk von Goldstein. Er weist nach, daß die Behauptungen, die von den Soda-Interessenten bei den Zollverhandlungen 1878 und später aufgestellt wurden, nicht immer stichhaltig waren. Ich kann mich Goldsteins Ausführungen nur anschließen. Die Entwicklung der deutschen Soda-Industrie ist durch die beständigen Klagen und trüben Schilderungen einiger Interessenten geradezu gehemmt worden. Statt die Fabrikation zu verbessern und das Ammoniak-Sodaverfahren energisch einzuführen, warnten die Autoritäten der Sodabranche geradezu vor Neubauten, da Deutschland mit England doch nie konkurriren könne.“

Wie steht es zunächst um diese Konkurrenz mit England? Die deutsche Ein- und Ausfuhr von kalzinirter Soda betrug:

i. d. Jahren	Einfuhr (in 100 kg)		Ausfuhr (in 100 kg)	
	überhaupt	aus Großbritannien	überhaupt	nach Großbritannien
1886/87	13 800	10 100 -	85 900	2 600
1894/95	8 800	7 900	324 900	28 000

Danach übersteigt die Ausfuhr deutscher kalzinirter Soda nach Großbritannien bereits seit Jahren den Import von dort nach Deutschland ganz erheblich. Das ist um so bedeutamer, als noch zu Beginn der achtziger Jahre Deutschland einen großen Theil seines Bedarfes aus England bezog.

Nun könnte man vielleicht gerade in den hohen Zöllen die Ursache dieser erfreulichen Entwicklung der deutschen Industrie suchen. Dem steht aber entgegen, daß es sich bei der Erhöhung des Zolles im Jahre 1879 um den Schutz des damals herrschenden Vebanc-Sodaverfahrens handelte. Schreiß sagt: „Sehr



richtig weist Goldstein darauf hin, daß der Zoll, ohne den die Soda-Industrie von 1879 nicht bestehen zu können glaubte, den damals existierenden Fabriken in Wirklichkeit nicht genügt hat, denn die meisten sind später trotz dem Schutzzoll eingegangen. Das war die Folge der solvaghischen Konkurrenz, die die Preise bekanntlich ziemlich erheblich unter die Selbstkosten der meisten damaligen alten Leblanc-Sodafabriken herunterdrückte. Im Jahr 1879 existierten in Deutschland einige zwanzig Sodafabriken, die nach der Methode Leblancs arbeiteten: davon sind heute nur noch sechs im Betrieb. Der Schutzzoll hat also der damaligen alten Leblanc-Soda-Industrie nichts genügt; sie ist neben der Ammoniakjodafabrikation von gar keiner Bedeutung mehr. Der Zoll hat also den Zweck, den er nach Absicht der damaligen Interessenten in erster Linie haben sollte, nämlich Schutz der bestehenden Sodafabriken, absolut nicht erreicht. Diese Einwände sind von den Soda-Interessenten niemals widerlegt, dafür aber systematisch totgeschwiegen worden. Sie hatten dazu freilich guten Grund. 1879 hatten sie behauptet, die Produktionsbedingungen in Deutschland seien der Einführung des billigen Ammoniakverfahrens ungünstig. Solvag selbst, erklärten sie, habe die Rheinprovinz, Westfalen, Sachsen und Hannover bereist, um eine Fabrik anzulegen, habe jedoch die für sein Verfahren erforderlichen Bedingungen nirgends vereinigt gefunden. Dem gegenüber lassen spätere Angaben Dr. Pasenclevers, der 1878 als Hauptvertreter der Soda-Interessenten die Verhandlungen leitete, aber keinen Zweifel darüber, daß sogar im Jahr 1877 schon beinahe der fünfte Theil der deutschen Soda mit Hilfe des Ammoniakverfahrens hergestellt wurde. Fünf Jahre später konnte sich Deutschland der größten Ammoniakfabrik der Welt rühmen und Walter Welbon konstatierte, daß die Fabrikation von Ammoniak soda in England 12, in Frankreich 45 und in Deutschland 44 Prozent der Gesamtproduktion, umschloß. Nach Welbon, weiterer, fast, Jahre, wurden, in England 22, in Oesterreich 44, in Frankreich 60 und in Deutschland bereits 75 Prozent mit Hilfe des Ammoniakverfahrens hergestellt und heute entfallen in Deutschland auf das alte theure Leblanc-Sodaverfahren kaum 10 Prozent, während es in England noch außerordentlich verbreitet ist.

Wie ungünstig die englische Soda-Industrie sich in den letzten Jahren im Vergleich zur deutschen entwickelt hat, ergibt sich aus den nachten Zahlen. Im ersten Quartal des Jahres 1897 exportirte England 1132 000 Cwt. Alkali, 1898 (erstes Quartal) 967 000 und 1899 (erstes Quartal) nur noch 842 000 Cwt. Dagegen betrug Deutschlands Ein- und Ausfuhr von kalzinirter Soda:

im Jahresdurchschnitt	Einfuhr (in 100 kg)	Ausfuhr (in 100 kg)	Nettausfuhr
1894/95	8800	324 900	316 100
1897/98	7200	413 900	406 700
	-18,2%	+27,3%	+28,6%

und von Chloralkali:

im Jahresdurchschnitt	Einfuhr (in 100 kg)	Ausfuhr (in 100 kg)	Nettausfuhr
1894/95	13 000	96 500	23 500
1897/98	1 600	152 200	151 600
	-88%	+317%	+545%

Der Chloralkalmarkt wird von der Chemischen Fabrik Griesheim in Frankfurt a. M. beherrscht, die im Herbst des Jahres 1898 mit der Fabrik „Elektron“ fusionirt wurde. Ihr haben sich auch die Elektrochemischen Werke Berlin in Bitterfeld und Rheinfelden angeschlossen, — und damit war der Ring gebildet, der im laufenden Jahre die Preise um nicht weniger als zwanzig Prozent in die Höhe getrieben hat. An Dividenden vertheilt die Chemische Fabrik Griesheim seit Jahren trotz überaus hohen Abschreibungen sechzehn Prozent.

War nun schon im Jahre 1879 die Zollerhöhung auf Sodafabrikate nicht sonderlich begründet, so ist es geradezu unverantwortlich, daß man diese Zölle weiter beibehalten hat, nachdem sie völlig zu Prohibitivzöllen ausgeartet waren. Im Jahr 1879 beabsichtigte man, der damals noch wenig entwickelten Soda-Industrie einen Abschlag von zehn bis zwölf Prozent ad valorem zu gewähren: heute beträgt der Zoll in Folge der Verbilligung der Herstellungskosten dreißig bis vierzig Prozent. Eine so exorbitante Belastung der wichtigsten Rohstoffe zahlreicher bedeutender Industrien wäre nur dann erträglich, wenn erwiesen werden könnte, daß die Sodaindustrie leidet oder zum Mindesten vom Ausland stark gefährdet wird. Keins von Beidem ist der Fall. Denn etwa neunzig Prozent der in der ganzen Welt fabrizirten Ammoniak soda werden — wie der ehemalige Hauptwortführer der Soda-Industrie, Dr. Hasenleber, angiebt — nach dem Verfahren Solvags hergestellt, der auch der Hauptsodaproduzent in Deutschland ist. Bereits gegen Ende der achtziger Jahre lieferte Solvag nach Junges Mittheilungen etwa die Hälfte der Sodaproduktion der ganzen Welt. Er besitzt Werke in Rußland, Belgien, Frankreich, England, Deutschland, Oesterreich und in den Vereinigten Staaten. In Deutschland wird mindestens ein Fünftel der gesammten Sodaproduktion in Fabriken erzeugt, die direkt oder indirekt in seinen Händen sind. Im Jahre 1891/92 warfen die deutschen Solvagwerke bei einem Kapital von zehn Millionen Mark einen Reingewinn von etwa 3,8 Millionen Mark ab. Im Jahr 1896 wiesen diese Werke bei unverändertem Aktienkapital bereits einen Reingewinn von etwa 5 256 000 Mark auf und dabei verzeichnete der Abschluß Rücklagen in Höhe von 1 604 3270 Mark. Das Kaliwerk zu Bernburg, die Sodafabriken und Salinen in Bernburg, Wöhlen und Saarlöben, die Chromfabrik in Bernburg, Braunkohlengruben und Fabriken in Osternienburg, Konzentrationanlagen u. s. w. stehen zusammen mit 18 765 901 Mark zu Buch. Im Jahr 1897 stieg der Reingewinn auf 5 380 000 und erreichte im Jahre 1898 — trotz überaus hohen Abschreibungen — die fabelhafte Höhe von 6 417 000 Mark. Es ist betäubend, daß die Reichsregierung bis jetzt keine Schritte gethan hat, um diesen von dem „Verband der Seifenfabrikanten“ und von zahlreichen Handelskammern (Das lehren insbesondere die Berichte von Bielefeld und Hanau) übereinstimmend als gemeinschädlich verurtheilten Zuständen ein Ende zu bereiten. An schönen Worten über die nothwendige Erhaltung der Klein- und Mittelbetriebe, den Schutz der Schwachen u. s. w. fehlt es ja vom Regierungstische aus nie, man scheint aber einfach nicht zu wissen, daß die hohen Gewinne eigentlich nur einer Firma zu Gute kommen. Die bestehenden Prohibitivzölle ermöglichen dem Sodaring, die Preise nach Willkür zu diktiren, und er nützt seine Macht rücksichtslos aus, um Hunderte und Aberhunderte kleiner Seifenfabrikanten und sonstiger Sodaconsumenten zu ruiniren.

## Der gepanzerte Engel.

Als Mittelpunkt der Denkmalsanlagen auf dem Schlachtfeld von St. Privat wird die Kolossalfigur eines gepanzerten Engels errichtet werden. Engel sind auf Friedhöfen eine hergebrachte Erscheinung; sie bedeuten Frieden, Hoffnung und Liebe. Ein Engel mit Panzer, aber ohne Waffe und kriegsgemäße Kopfbedeckung würde militärisch anstößig sein; es ist also anzunehmen, daß der gepanzerte Engel auch Helm und Schwert führt. Damit tritt er aber in Beziehung zu den Kriegsthaten; er ist ein Sieges-, nicht ein Friedensengel, er scheint dem Gedanken Ausdruck zu geben, daß hier *res dei gestas per Germanos* vorlägen. Solche Berufungen auf göttliche Rathschlüsse und Eingriffe haben das Bedenklische, daß sie auf die gerechteste Sache, die unterliegt, zurückschlagen. *Victrix causa diis placuit, sed victa Catoni.*

Der Engel von St. Privat wird nicht als Würgengel gedacht sein, sondern als Personifikation des wachsamem und wirksamem Schutzes der Landesgrenze. In dieser Eigenschaft als Wächter finden wir in der religiösen Symbolik des Alten Testaments die Seraphim und Cherubim. Jene sind flammende Schlangenhilder, die den Thron Gottes umstehen. (Jesaias 6. 2.) Die Cherubim, dem Kultus der Assyrer und Perser entnommen, waren geflügelte Stiere mit Menschenhäuptern, die den Eingang des Paradieses bewachten, die Bundeslade beschützten (Ezechiel). Cherubim-Skulpturen sind wohl erhalten in den Ruinen der Paläste zu Ninive und Persepolis gefunden worden. Diese grandiosen Gestalten liegen der Gegenwart zu fern; wollte man sie heute verwenden, so würden sie nicht verstanden werden. In St. Privat wird daher nur ein Engel in der konventionellen Form, göttlich nach menschlichem Ebenbild, statthaft sein, mag er nun eine Waffe, einen Dolzweig oder das christliche Kreuz führen.

Zwei gewichtigen Bedenken bleibt auf alle Fälle die Statue ausgesetzt. Das eine liegt in dem Widerspruch zwischen der Schwere des Materials und den Flügeln. Die Fähigkeit und Gewohnheit des Fliegens ist ein ganz unerlässliches Attribut. Die Propheten dachten sich das Fliegen allzu leicht. Jesaias giebt dem Seraph sechs Flügel, von denen er nur zwei zum Fliegen verwendet, während er mit den übrigen vier sein Antlitz und seine Füße bedeckt. Die heutige Menschheit aber ist mit den Gesetzen der Natur so vertraut, daß ihr der Engel von Stein oder Erz (Erzengel) als unbeweglich und sein Flügelpaar sinnwüthig erscheint. Auch Kilometer lange Flügel würden den schweren Mann nicht heben können; sie müßten, um einen Sturm zu bestehen, solid gearbeitet sein und würden mit der Hebung ihres Eigengewichtes genug zu thun haben. Heute ist nur noch ein gemalter Engel angebracht, kein plastischer. Das Gemälde setzt eine Wand voraus, die aber keine Schwierigkeit macht, da die Mitwirkung der Architektur bei Bildhauerwerken sich schon eingebürgert hat. Eine Wand, wir wissen es aus dem Sommernachtsstraum, ist zu Allerlei brauchbar.

Aber der Panzer! Der Panzer! Er wird auch in Del nicht zu halten sein, denn sein Zweck ist der Schutz des Leibes; ein Engel aber ist ohne ihn so wenig verwundbar wie mit ihm. Durch den Panzer würde nur erreicht werden, daß die unerfüllbare Zumuthung an die Flügel noch mehr ins Auge fällt. Die Flügel kennzeichnen das überirdische Wesen, das irdischen Waffen unerreichtbar

ist: der Panzer würde diese Unverletzlichkeit wieder zweifelhaft erscheinen lassen. Allenfalls könnte dem Engel eine gepanzerte Faust gegeben werden, denn hier wäre die Bronze nicht Schutz-, sondern Angriffs-Waffe, wie bei Odh die eiserne Faust im Rathhause von Heilbronn. Doch ein Engel als Faustkämpfer würde Manchem Anstoß erregen; eher läßt man sich den mit der blanken Klinge Menschen tödenden oder mit dem Revolver den Teufel bedrohenden gefallen.

Erscheint für ein modernes Denkmal das Bild des Seraphs so wenig verwendbar wie das des Cherubs, so ist uns doch im Gedanken jenes viel näher; ja, die feurige Schlange, die Gottes Macht in Feuer und Blitz und die Schnelligkeit seines Eingreifens darstellt, wie das Stierbild seine Stärke, ist für unser heutiges Kennen und Können ein so annehmbares Sinnbild wie für den naiven Standpunkt der Alten. Diese haben von dem *fulgura frangere* schon Etwas verstanden; altgriechischen Priestern wurde nachgerühmt, daß sie dem Himmel den Blitz zu „entlocken“ verstanden, und bei ägyptischen Tempeln waren Holzstangen aufgerichtet, deren Spitzen mit Kupfer beschlagen waren. Aber wir schükten den Blitz als Boten (Engel) über Welttheile und durch Weltmeere, lassen ihn unschädlich unsere Gemächer erleuchten und die Räder in den Fabriken treiben, wir zwingen die Sonne, in unserem Dienste zu zeichnen und zu malen. Kein besseres Bild haben wir für Licht und Elektrizität als das des Seraphs, der feurig sich emporringelnden, Flammen züngelnden Schlange.

Albert Brockhoff.



## Eine Tausendstelsekunde.

**H**undert Jahre: eine kurze Frist im Vergleich zum Alter der Erde! Aber Unvergängliches ist dem menschlichen Geist in dieser kurzen Spanne gelungen. Auf den Strahlen des Blickes eilt sein Gedanke über den Erdball, den flüchtigen Schall hat er gefesselt, seine Stimme dringt in die weiteste Ferne und sein Auge findet in Luft und Wasser Milliarden von Lebewesen, deren Dasein er früher nicht einmal geahnt hatte.

KleinsteS und Größtes ist uns vertraut geworden wie Gegenstände der alltäglichen natürlichen Anschauung. Einen interessanten Einblick in dieses Gebiet der Erforschung des Kleinsten giebt der Experimentavortrag „Eine Tausendstelsekunde“, den Dr. Paul Spieß jüngst in der berliner „Gesellschaft Urania“ hielt. Eine Tausendstelsekunde! Wer kann sich davon auch nur annähernd eine Vorstellung machen? Erscheint uns doch schon die Sekunde als ein ganz winziger Zeitraum. Freilich, berechnen können wir solche Zeiten recht gut. Wir wissen z. B., daß das Licht in einer Sekunde 300000 Kilometer, also einen Kilometer in  $\frac{1}{300000}$  Sekunde, zurücklegt, und solche genauen Berechnungen lassen sich beinahe unbegrenzt vornehmen. Aber die Sinne können diese kurzen Fristen nicht mehr wahrnehmen.

Photographirt man mit dem Magnesiumblich, so zeigt das gewonnene Momentbild die Punkte weit zerstreut, wie im Dunkel. Ihr Auge wird während der Dauer des Bliches nicht Zeit genug, auf den starken Lichtreiz zu reagieren. Und doch ist der Magnesiumblich im Vergleich zum elektrischen Funken schneckenhaft träg. Das lehrt ein einfaches Experiment. Man befestige auf einer schwarzen Scheibe, die durch einen Motor in schnellste Rotation zu versetzen ist, einen schmalen Streifen weißen Papierses. Läßt man die Scheibe nun rotiren, so entsteht für das Auge bei gewöhnlicher natürlicher oder künstlicher Beleuchtung der Farbeindruck eines verwaschenen Grau. Das selbe Grau nimmt das Auge auch noch bei der Belichtung durch den Magnesiumblich wahr. Wird die Scheibe dagegen durch den elektrischen Funken belichtet, so erscheinen, je nach der langsameren oder schnelleren Aufeinanderfolge der Funken, drei und mehr weiße Streifen, die sich deutlich von dem schwarzen Grund abheben, und die Scheibe scheint auf Momente stillzustehen. Kein Wunder, denn der elektrische Funke hat eine Zeitdauer von nur  $\frac{1}{100000}$  Sekunde.

So konstruirt man denn auch die Apparate, mit denen kleinste Zeiträume gemessen werden sollen, sämtlich auf elektrischer Basis. Das geistreichste dieser Instrumente ist vielleicht das Chronoskop des Ingenieurs Hipp in Neuenburg: die sogenannte Millisekunden-Uhr. Sie wird mit Hilfe einer Stimmgabel regulirt, die in einer Sekunde genau 1000 Schwingungen macht. Das Chronoskop hat zwei Zifferblätter, die mit je 100 Theilstrichen versehen sind; der Zeiger des größeren Zifferblattes vollendet seinen Umlauf in 10 Sekunden, jeder Theilstrich bedeutet also  $\frac{1}{10}$  Sekunde, der Zeiger des kleineren in  $\frac{1}{10}$  Sekunde, jeder Theilstrich bedeutet also  $\frac{1}{1000}$  Sekunde. Nun kann man stets — und darin liegt die Genialität der Konstruktion — den einen oder den anderen Zeiger durch Elektromagneten momentan ausschalten, während das Uhrwerk beständig weiter läuft. Aus der Differenz der zu Anfang und Ende der Messung abgelesenen Zahlen läßt sich dann die Zeitdauer des beobachteten Vorganges auf Tausendstelsekunden bestimmen. So können mit dem Chronoskop physiologische und psychologische Vorgänge — beispielsweise die Dauer, die ein Entschluß beansprucht — ziffermäßig festgestellt werden. Man verfährt dabei so, daß der eine Experimentator durch das Geräusch, das beim Schließen des Stromes entsteht, ein Signal giebt und daß ein anderer Experimentator einen zweiten Strom schließt, sobald er das Geräusch wahrnimmt. Der erste Strom schaltet die Zeiger in das bereits laufende Uhrwerk ein, der zweite schaltet sie wieder aus. Bei dem vom Dr. Spiess angestellten Versuch ergab sich eine Differenz von 133 Tausendstelsekunden: diese Zeit war also nöthig, um den Schall mit dem Gehör wahrzunehmen, ihn im Gehirn zu registriren und auf den Nervenbahnen — den thierischen Telegraphendrähten — das Bewußtsein der Wahrnehmung in die die Ausschaltung besorgenden Finger zu leiten. Baslet Hipps Apparat auf dem Schließen von Strömen, so giebt es einen anderen Meßapparat, der mit dem Unterbrechen von elektrischen Strömen arbeitet. Er hat sich für die Berechnung ballistischer Zeit als besonders brauchbar erwiesen und wird, da er eine genaue Berechnung der Geschwindigkeit des fliegenden Geschosses ermöglicht, für militärische Zwecke benützt. Dieser coulengische Apparat zeigt auf einem Stativ zwei Elektromagneten, durch die je ein schwacher Strom geschickt wird, so daß sie gerade noch im Stande sind, einen längeren und einen kürzeren Eisenstab zu tragen. Der kürzere Stab setzt beim Herabfallen ein Messer

in Thätigkeit, das in den vorbeigleitenden längeren, mit einem Zinkmantel versehenen Stab eine Marke einschlägt. Aus der Entfernung dieser Marke vom Endpunkt des Stabes wird die Fallhöhe und damit tabellarisch die Zeitdauer des Vorganges bestimmt. Das Experiment wird so angeordnet, daß quer über die Geschüwmündung ein Draht gespannt wird, durch den der zum Tragen des längeren Stabes nöthige Strom fließt. Die Scheibe, auf die das Geschütz gerichtet ist, belegt man mit Staniolstreifen, durch die der zum Festhalten des kürzeren Stabes erforderliche Strom geht. Wird dann das Geschütz abgefeuert, so zerreißt die Kugel zuerst den Draht, unterbricht dadurch den ersten Strom und der längere Stab beginnt zu fallen; dann schlägt sie in die Scheibe, unterbricht dadurch den zweiten Strom, der kürzere Stab fällt herab, schleudert das Messer heraus, — und dieses markirt den Fall an dem längeren Stabe.

Solche geringen Zeitbruchtheile dem Auge deutlich sichtbar zu machen, ist der pouillet'sche Apparat besonders geeignet. Pouillet bedient sich kurzer, aber starker Ströme, die die Nadel eines Galvanometers ablenken. Auf der Nadel ist ein Spiegel angebracht, der von einem Glühlämpchen beleuchtet wird, und der Reflex dieses Lichtes fällt in Streifen auf eine große Scala. So vermag man bequem selbst Tausendstelsekunden abzulesen. Dr. Spiess zeigte mit diesem Apparat die Geschwindigkeit eines Geschosses im Inneren des Geschützlaufes.

Der elektrische Funke mit seiner so kurzfristigen Belichtung spielt auch in der Momentphotographie die Hauptrolle. Der prager Physiker Mach photographirte mit Hilfe des elektrischen Funkens durch die Luft fliegende Geschosse in ausgezeichnete Vollendung; er benutzte dabei das verschiedene Brechungsvermögen gewöhnlicher und comprimierter Luft. Das Geschöß gleicht in den photographischen Aufnahmen einem die Wellen rasch durchschneidenden Schiff. Vor dem Geschöß geht eine starke Luftwelle her, hinter ihm zieht sich, dem Kielwasser vergleichbar, die komprimierte Luft in dunkler, kompakter Masse nach. Fast noch besser gelangen die Aufnahmen Boys, des englischen Physikers, der Unterbrechungsfunken zur Belichtung eines durch Glas schlagenden Geschosses anwandte. Das Geschöß erzeugt selbst den Funken, indem es den Strom führenden Draht zerreißt. Auf diesen Photographien sieht man ganz deutlich auch die von den Geschößwänden reflektirten Wellen. Ein genialer Gedanke Reesens gab endlich dem Projektil selbst seinen photographischen Apparat mit auf den Weg. Das Innere der Granate bildet die Kamera und zu beiden Seiten fällt während des Fluges das Sonnenlicht durch je einen geringen Spalt auf das im Inneren angebrachte photographische Papier. Durch Reesens Bilder erfuhr man zuerst, daß das Geschöß in der Luft nicht nur um seine Axt rotirt, sondern auch pendelnde Bewegungen macht. In der Photographie hat man überhaupt ein ausgezeichnetes Mittel, Vorgänge, die sich in Bruchtheilen von Sekunden abspielen, in ihren sonst für das Auge nicht wahrnehmbaren Einzelheiten festzuhalten. Daher sind die Kinematographen, Mutoskope und ähnliche Instrumente in gewissem Sinn auch Meßapparate. Man ist heute im Stande, photographische Platten von solcher Empfindlichkeit herzustellen, daß zu ihrer Belichtung etwa ein Tausendstel einer Sekunde genügt. Freilich: in der Praxis kann man diesen Vortheil bis jetzt noch nicht völlig ausnützen; immerhin ist es doch schon gelungen, bis zu zweihundert Aufnahmen in einer Sekunde zu machen.

Die ersten Momentaufnahmen dieser Art verdanken wir Anschütz. Er so-

nutzte für den Momentverschluß ein Wachsdruckrouleau mit einem Spalt, der, an der Platte vorbeigleitend, eine der Zeit nach minimale Beleuchtung gestattet, und photographirte mit mehreren Apparaten. Seine Bilder gelangen vorzüglich; allein zu eigentlicher Hervollkommnung entwickelte sich das photographische Verfahren doch erst durch die Erfindung des sogenannten Films, einer „endlosen“ photographischen Platte. Edison wandte dieses Verfahren als Erster an. In seinem Kinematographen werden die auf dem Film fixirten Bilder kontinuierlich abgewickelt, mit einem Glühlämpchen beleuchtet, — und es gelingt so täuschend, den Schrein des Belebten zu erwecken. Durch eine sinnreiche mechanische Vorrichtung, die den Film ruckweise vorwärts bewegt — wodurch die Dauer der Belichtung jedes Bildes verlängert wird —, haben die Gebrüder Lumière den Apparat noch wesentlich verbessert; und unablässig ist man an weiteren Verbesserungen thätig. Dienen die Vorführungen des Kinematographen bis jetzt mehr interessantem Zeitvertreib, so kann es doch nicht mehr zweifelhaft sein, daß solche Apparate sich auch bald für wissenschaftliche Versuche einbürgern werden. Wie prächtig kann man z. B. mit ihrer Hilfe die Fallgesetze ad oculos demonstrieren! Und gar für das Studium und die Veranschaulichung physiologischer Bewegungen, des Sehens, Laufens u. s. w. haben wir gar kein trefflicheres Mittel zur Verfügung. Alle Phasen der Bewegung, die in Tausendstelsekunden aufeinanderfolgen, werden durch langsames Abrollen des Films auf die Dauer von Sekunden auseinandergezogen und die Bewegung wird gemächlich in alle ihre Komponenten zerlegt. Man verfolge mit Meisters Apparat, der bis jetzt wohl am Brauchbarsten ist, etwa den Gang eines Menschen und man sieht genau, wie der Sehende jedesmal erst mit der Ferse den Boden berührt und dann die gekrümmte Fußsohle, die Zehenspitzen voran, folgen läßt.

Ich erinnere an die geistreiche Utopie Dubois-Reynolds, der in den „Sieben Welträthseln“ ungefähr sagte: „Jeder gegenwärtige Zustand der Welt bedingt den folgenden. Wir würden also, wenn wir alle gegenwärtigen Vorgänge kennen, die folgenden vorausfagen können. Wie wäre es nun, wenn wir Das einmal umkehrten? Dann würden wir also in jedem Augenblick gerade Das thun, was wir im folgenden zu thun erst beabsichtigten.“ Wehmlich hatte lange vor ihm auch schon Fehner in seinem prächtigen, leider fast vergessenen Büchlein „Stapelia mixta“ die verkehrte Welt geschildert: wie in rückläufiger Abfolge der Zeit die in unserem Magen verdauten Speisen wieder synthetisch zu Fleisch, Äpfeln, Kartoffeln und anderem Gemüse verarbeitet werden und als solche zum Munde heraustreten; wie das Obst dann an die Bäume hinanfallen, aus der Frucht nachher die Blüthe werden, diese in die Knospe übergehen, zuletzt der ganze Baum, immer kleiner werdend, sich zum Samenkorn kontrahiren müßte. „Das Fleisch wird aus dem Mund in den Topf übergehen, dort roh gekocht werden, dann in den Fleischbänken zusammenkommen und auf der Schlachtbank selbst werden daraus neue Ochsen und Schafe.“ Der geistvolle Physiker hätte gewiß seine helle Freude an Meisters „Badanstalt von rückwärts“ gehabt, wo zunächst das Wasser hoch ausspritzt, dann im kühnem Schwung der Springer aus den Hünthen im Handstand rückwärts auf das schon wippende Sprungbrett fliegt, sich aufrichtet und das Sprungbrett rückwärts gemessenen Schrittes verläßt.

Dr. Adolf Heilborn.



## Humanisirung des Krieges.

Die Erste Kommission der Friedenskonferenz hat sich unter Anderem mit der Art und Wirkung der Waffen und Kriegswerkzeuge zu beschäftigen, besonders auch mit den Fragen des Verbotes neuer Waffen oder Explosivstoffe, die wirksamer wären, als die bisher gebrauchten sind, des Verbotes, gewisse Explosivstoffe von übermäßig verheerender Gewalt anzuwenden und Explosivstoffe aus Luftballons zu werfen; endlich des Verbotes unterseeischer Torpedoboote und ähnlicher Maschinen im Seekrieg.

Der Gebrauch vergifteter Waffen wird von den Parthern, den Scythen und Gothen berichtet; den Griechen und Römern galt er als besonders hassenswerth. Im Mittelalter untersagte ihn die Kirche, doch ohne Erfolg, denn er erhielt sich bis ins sechzehnte Jahrhundert. Hugo Grotius brandmarkte ihn in seinem berühmten Werke als völkerrechtswidrig. Auf der Brüsseler Konferenz von 1874 wurde die Verwendung vergifteter Waffen ausdrücklich vom Kriegsgebrauch ausgeschlossen. Am Anfang des dreizehnten Jahrhunderts versuchte Papst Innozenz XIII. den Gebrauch aller Waffen, die Geschosse schleudern, auch von Handwaffen — wie Bogen und Armbrust — im Kriege unter Christen zu verbieten. Die Einführung der Feuerwaffen rief unter den Rittern Entrüstung hervor, da sie die entscheidende Bedeutung der persönlichen Tapferkeit im Nah- und Einzelkampf beseitigte. Gewisse Einschränkungen der fernwirkenden Kriegswerkzeuge traten allmählich durch militärische Abkommen ein: so kamen in neuerer Zeit Beschränke, Ketten- und Stangenkugeln und die bei der Belagerung von Danzig 1574 erfundenen glühenden Kugeln wieder außer Gebrauch. Ulrich von Wattel formulirte im achtzehnten Jahrhundert folgende Sätze: Kampfmittel, deren Wirkung darüber hinausgeht, den Gegner außer Gefecht zu setzen, und die darauf abzielen, ihn unbedingt zu töten, sind verwerflich; der Gegner werde die selben Mittel anwenden und der Krieg dadurch nicht wirksamer, sondern nur grausamer und schrecklicher werden; der Krieg sei den Nationen nur im Nothfall erlaubt und alle mühten vermeiden, was seine verhängnißvollen Wirkungen nutzlos steigere. Trotz Wattels großer Autorität kam es aber weder in der Theorie noch in der Praxis zur Uebereinstimmung über Das, was erlaubt und verboten sei. Die Geschütze mit gehacktem Blei oder Eisen, Glasstücken oder Nägeln zu laden, galt aber ziemlich überall unter civilisirten Völkern als unzulässig; dagegen blieben schlecht abgerundete Kugeln, nicht völlig rundes Blei oder andere solche Metallstücke erlaubt. Uebrigens galten alle Regeln immer nur für organisirte Kämpfe mit regulären Waffen und regulärer Munition. Ueber die Verwendung von Hohlgeschossen mit Brandstoffen gingen im französisch-englischen Seekrieg von 1759 die Ansichten der Kriegführenden auseinander. Statt der Kettenkugeln und glühenden Kugeln sind in der Neuzeit aber ungleich fürchtbarere Zerföhrungsmittel eingeföhrt worden, die mit außerordentlicher Treffsicherheit Tod, Verberben und Brand auf weiteste Entfernung hin tragen: unsere Granaten und Torpedos.

Die moderne Kriegskunst geht darauf aus, die größtmögliche Anzahl von Menschen auf einmal außer Gefecht zu setzen und dadurch den Ausgang des Kampfes zu beschleunigen. Der Kampf Mann gegen Mann ist selten geworden und das Bajonnet scheint der Vergangenheit anzugehören. Ein Kriegswerkzeug, das mit einem Schläge eine ganze Armee vernichtete, würde in diesem Sinn das beste



sein. Gerade diese ungeheuerliche Steigerung der vernichtender Waffenwirkungen scheint jedoch geeignet, eine Reaktion herbeizuführen. In Ehrenhändeln zwischen Privatpersonen sind die Duelle auf Tod und Leben doch heute viel seltener als früher; man zieht in der Regel selbst bei schweren Beleidigungen einen Ausgleich vor. Eben so kann sich vielleicht auch das Verhalten der Nationen zu einander entwickeln. Vorläufig begnügt man sich damit, Kampfmittel auszuschließen, die, ohne dem feindlichen Widerstand stärkeren Abbruch zu thun, den Verwundeten unnötige Leiden verursachen oder ihre Heilung erschweren. Man verzichtet also auf alle Mittel, die den Krieg grausamer machen, als ein rascher und entscheidender Gang der Operationen fordert.

Es ist bekannt, daß die große Tragweite, Treffsicherheit und Feuergeschwindigkeit der Gewehre mit konischem oder cylindrisch-ogivalem Geschöß sie zum stärksten Vernichtungswerkzeug machen. Daher wurde auf dem Genfer Kongreß im Jahre 1864 vorgeschlagen, das Rundgeschöß wiederanzunehmen, dessen Wirkungen genügen, um den Verwundeten außer Gefecht zu setzen. Aber der Vorschlag wurde nicht angenommen und jeder Kriegführende hat noch immer, wie bekannt, das Recht, sich der grausamen Geschöße zu bedienen. Der Menschenfreund muß die Mitrailleusen, die unzählige Geschöße mit größter Geschwindigkeit austreuen, die Strypnels, die ihre Sprengstücke und Kartätschenkugeln auf Granatschußweite schleudern, die Windbüchsen von Perkins, deren eine eben so viele Geschöße abfeuert wie ein ganzes Bataillon, und die Landminen und Torpedos, die in einem Augenblick ganze Truppenabtheilungen und Kriegsschiffe in die Luft blasen, verabscheuen. Aber der Krieg heißt Blut, — Ströme rasch vergossenen Blutes, wenn er die Gegenden, die er verwüftet, bald wieder verlassen soll. Leider ist es schwer, zwischen solchen Kriegswerkzeugen, die die angestrebte stärkste Vernichtungskraft haben, und solchen, die unnütze Qualen verursachen, praktisch zu unterscheiden.

Auch die Kriegstechnik hat an den Fortschritten der mathematischen, physischen und chemischen Wissenschaften Theil genommen und damit tritt an den Kongreß die Frage heran, wie der wilde Wettlauf nach neuen Erfindungen und nach möglichster Vervollkommnung der Kriegswerkzeuge aufgehalten werden kann. Kein Staat wird geneigt sein, sich zu binden oder einzuschränken, und wäre es selbst möglich, Vereinbarungen darüber aufzustellen, dann entstände immer noch das Dilemma, wie ihre Befolgung im Falle eines Krieges aufs Messer erzwungen werden sollte. Gerade die Verwendung neuer Angriffs- und Verteidigungsmittel ist bisher wiederholt entscheidend für den Ausgang der Kriege gewesen. Der ersten Anwendung des Schiffspanzers war der Sieg von Kinburne im Krimkrieg zu danken, die ersten gezogenen Geschütze halfen den Sieg von Solferino erzingen, das Chassepotgewehr siegte bei Mentana, Königgrätz war ein Triumph des Büchsenengewehres und die Ueberlegenheit der deutschen Artillerie trug nicht unwesentlich zur Entscheidung des Feldzuges von 1870 bei. Aber die Mächte wollten doch auf alle solche Waffen und Geschöße verzichten, die nicht erheblich wirksamer als die anderen sind und dabei unbedingt tödtliche oder unheilbare oder sehr schmerzhaft Wunden verursachen. Schon die Genfer Konvention untersagte aus diesem Grunde den Gebrauch von Handfeuerwaffen mit Explosionsgeschossen; und vielleicht gelingt es der Konferenz, die Engländer zur Aufgabe der im indischen Grenzrieg und im Feldzug in Egypten verwandten Dumbum-Geschöße — ausgenommen gegen völlig barbarische Völker-

schaften — zu veranlassen. Weit weniger wahrscheinlich ist es schon, daß die Franzosen auf die submarinen Torpedoboote verzichten werden, in denen sie ein Mittel des Ausgleiches mit der überlegenen Seerüstung Englands sehen. Mag die Konferenz jedoch im Ausschluß besonders mörderisch und verstümmelnd wirkender Waffen und Werkzeuge noch so weit gehen: den Gebrauch der bereits eingeführten Waffen, deren Geschosse verderblicher als Explosivstoffe wirken und entsehlige Verstümmelungen nebst ungewöhnlich schweren Verden zur Folge haben, wird sie kaum aus der Welt schaffen. In gespannter Erwartung und hoffnungsvoll blicken alle Freunde des friedlichen Fortschrittes der Völker auf die Delegierten im Haag: es wäre nicht ungefährlich, wenn alle diese Erwartungen und Hoffnungen durch das Endergebnis getäuscht werden sollten.

Breslau.

Oberlieutenant Rogalla von Bieberstein.



## Selbstanzeigen.

**Von Robespierre zu Buddha.** Leipzig, W. Friedrichs Verlag.

Diese sozialen Studien richten sich mit eindringlicher Schärfe gegen alle konventionellen Lügen und Vorurtheile — ohne selbst dem Problem des Anarchismus aus dem Wege zu gehen —, kommen aber zu der Schlussfolgerung, daß ohne religiöses Gefühl eine wirkliche Besserung der Menschheit nicht möglich sei. Dieses kann, nach Abwirthschaften aller Kirchenreligion, seine Befriedigung nur noch im Buddhismus finden. Nur die Karma-Lehre bringt einen vernünftigen Sinn in das Weltrathsel. Deshalb muß von hier aus der Fehel zur Erneuerung des religiösen Bewußtseins angefaßt werden.

**Der böse Wille des Militarismus.** Preis 1,50 Mark. — **Gedankenübertragung beim großen Generalstab.** Preis 0,50 Mark. Leipzig, W. Friedrichs Verlag.

Diese beiden Brochuren gehören zusammen, gehen von eigener Sache aus und tragen daher ein persönliches Gepräge. Jedoch nur äußerlich, denn sie handeln von allgemeinen Fragen. Man täusche sich darüber nicht: der eigentliche Militarismus ist gleichbedeutend mit allem Reaktionären, Freiheit- und Bildungsfeindlichen. Dem richtigen Militär ist sogar das „zuchtlose“ größte Kriegsgenie Napoleon ein Dorn im Auge. Sein allübertragendes Feldherrnthum gegenüber dem unreifen Volkseultus betont zu haben, war mein Hauptverbrechen, wofür man mir Rache und Achtung schwor. So warf sich auch der General von Boguslawski in die

Brust, er habe die Korrespondenz mit mir abgebrochen, weil ich die Entstellung der Zahlenstärken bei Gravelotte in Molitkes hinterlassenem Buch ehrlich aufstellte. Nun, da er selbst mein „kolossales Wissen“ in der Kriegswissenschaft zugestand, wird er wohl gestatten, daß ich seinen militärischen Vorurtheilen den Vorauss mache. Was meine kriegswissenschaftlichen Arbeiten heraushebt, ist nicht allein die kritische Analyse, sondern vor Allem die Divination, vermöge deren sich mir oft die verhüllte Wahrheit selbst veranschaulicht. So habe ich denn auch zuerst über den berühmten Kampf der achttunddreißigsten Brigade bei Mars-la-Tour divinatorisch Licht verbreitet und dargethan, daß das bekannte Bild, das man bisher davon entwarf, auf Irrthum beruhte und daß die Auffassung, als sei die Brigade niedergemalt worden, ohne dem Feind Schaden zu thun und als seien ihr eigener Patronenverbrauch und der französische Verlust minimal gewesen, völlig in die Irre ging. Damit wurden denn alle auf diesen Irrthum aufgebauten „Untersuchungen über die Taktik der Zukunft“ hinfällig. Nicht das frontale Massensfeuer, nicht die angeblich ungelente Schlachtformation der Brigade haben sie vernichtet, sondern einzig das Plankenfeuer auf sehr nahe Distanz der Division Giffey. Daß diese ihren Plankenstoß führen konnte, verdankte sie aber lediglich dem rechtzeitigen Anmarsch, also der Umsicht des Corpsführers Admiralaut. Nichts „Taktisches“, sondern — wie immer — das Strategische gab auch hier den Ausschlag. Diese meine neue Auffassung nun hat nebst mancher anderen divinatorischen Einzelheit wie z. B. betreffend die total falsche Zeitangabe des Generalstabswerkes über die Reitereschlacht — im fünfundzwanzigsten Heft der „Kriegsgeschichtlichen Einzelschriften“ des Generalstabes ein treues Echo gefunden, ohne daß man freilich es der Mühe für werth hielt, mich zu nennen. Mindestens mein Prioritätsrecht bei dieser nachträglichen Uebereinstimmung gedenke ich mir aber zu sichern, um so mehr, als ja schon oft meine Auffassung, für die ich todtgeschwiegen oder todtgeschlagen werden mußte, hinterher von Anderen gepredigt wurde . . . durch „Gedankenübertragung.“

Karl Bleibtreu.



**Karen, eine Ehler Geschichte.** Von Georg Mengs. Bibliothek der Gesammlliteratur, Verlag von Otto Hendel, Halle a. S. (Nr. 1249, 1250, geh. 50 Pf., geb. 75 Pf., in Original-Geschenkbund 1,50 M.)

In einem beliebten Seebade entwickelt sich ein Ehestands-drama, das von den gewöhnlichen Konflikten sich wesentlich und vortheilhaft durch seine Inerlichkeitit und ernste Lösung unterscheidet.

**Kaeder: Robert und Bertram** (Nr. 1251), **Kleist: Rätchen von Heilbronn** (Nr. 1252), **Restroy: Lumpacivagabundus** (Nr. 1253), **Die Ranzau von Erdmann-Chatrion** (Nr. 1254). Bühnenbearbeitung von Demetrius Schrup. Bibliothek der Gesammlliteratur, ebd. (geh. je 25 Pf., geb. je 50 Pf.)

Die ansehnliche Sammlung von Bühnenstücken, die man in unserer Bibliothek der Gesammlliteratur bereits findet, haben wir hiermit vermehrt. In den Poffen

werden zum ersten Mal die Extempores gebracht, die sich nach und nach durch die Mitarbeit der Darsteller und durch die Tradition eingebürgert haben. Bisher waren sie in den verschiedenen Bühnenmanuskripten zerstreut.

**Fantasia und Das Kloster.** Zwei Dichtungen von Salvatore di Giacomo übersezt von George Carel. Bibliothek der Gesamtliteratur, ebd. (Nr. 1255, geh. 25 Pf., geb. 50 Pf., in Original-Geschenkbund 1,20 Mk.)

Wie Verga eigentlich nur durch die *Cavalleria rusticana*, so ist auch di Giacomo bisher nur durch seine zum Melodram zugestufte *Mala vita* in Deutschland bekannt geworden. Diesen begabten Dichter in seiner wahren Gestalt den deutschen Lesern zu zeigen, war endlich Ehrensache geworden.

Halle a. S.

Otto Hendel.



**Lehrgeld.** Geschichte einer Ehe. Deutsches Verlagshaus Vita.

Ein stilles, alltägliches Frauenschicksal. . . Ein weltfremdes Mädchen, das sich in die Ehe hineinträumt wie in einen untergänglichen Rosengarten. Die Erfahrung entblättert ihr Blüthe um Blüthe. Sie lernt die harte Lehre des Mannesrechtes auf Untreue, sie lernt aber auch aus den Schwächen des eigenen Herzens. Das Verstehen bringt Verzeihen. Sie kehrt heim, durch Leid bereichert, ein traurigerer, aber ein ein tieferer Mensch und baut sich aus den Trümmern ihrer Lustschlösser die bescheidene Hütte einer „glücklichen Ehe“.

**Die Unterseele.** Novellen. Deutsches Verlagshaus Vita.

Wie die Sinnlichkeit die Menschen bezwingt, wollte ich zeigen. Wegen ihren Willen, als grober Trieb, als schmerzliche Sehnsucht. So erliegen ihr der Jüngling, die Kammerzofe, das reife Mädchen. Ihnen stelle ich eine junge Frau, kühl und überlegen, gegenüber. Trotz äußeren Reizen ist sie aber des höchsten Reizes baar, des Feuers, das als Sonnenstrahl auch den Schmutz vergoldet und als reinste Flamme Kunst und Schönheit schafft.

Auguste Hauschner.



**Lampete.** Novellen. Verlag von S. Fischer, Berlin. Preis 2 Mark.

Der Gelehrte, der ein wissenschaftliches Werk verfaßt, ist sich klar, aus welchem Gesichtspunkt er seinen Stoff behandelt und welches Ziel er verfolgt hat. Aus dem Inhaltsverzeichnis mit Haupt- und Untertiteln würde es ihm gegebenen Falles später nicht schwer fallen, eine Selbstanzeige zu formuliren. Die Resultate seiner Gedankenarbeit — nur auf sie kommt es ihm allein an — lassen sich mit klaren Worten aussprechen. Der Dramatiker, der eine Idee verkörpert, der Künstler, der im Roman oder in der Novelle das Leben gestaltet, der Lyriker, der im Anblick seiner eigenen nackten Seele schwelgt, — sie Alle sind in anderer Lage. Hier ist die Persönlichkeit, das Temperament, das Wie, nicht das Was,

entscheidend. Gerade Das, was man nicht analysiren kann, macht das Wesentliche, das Werthvolle, das eigentlich Dichterische aus. So ist es auch in anderen Gebieten der Kunst. Eine Waldlandschaft von Reiskow muß man gesehen haben, um zu verstehen, warum diese kahlen Stämme, ohne Laubkronen, doch auf uns wie ein ganzer Wald, wie ein rauschender, dunkler, träumerischer Wald wirken. Mit erklärenden Worten wäre da nichts gethan. Und was beim Maler das Äußere, Das ist beim Dichter das innere Auge. Beide wollen gefühlt, empfunden werden. Am Wenigsten wird der Maler selbst über seine „Schilbereien“ zu sagen wissen — Boecklin, heißt es, ist einsilbig — und auch der Dichter wird nur ungern mit erklärenden Fingerzeigen nachhelfen. Man weiß von Keller, wie ingrimmig er zu schweigen verstand. Ich kenne Hauptmann nicht persönlich, aber auch ihn denke ich mir seinem Werk gegenüber scheu und schweigend. Eine Inhaltsangabe der vier Romellen, mit der ich mir helfen könnte, frimmt zu nichts; eine Selbstanalyse, die Manifestation seiner künstlerischen Individualität außerhalb seines Werkes, ist für den Dichter mißlich, weil ihm die Distanz zu sich fehlt. Der Tyrifler Christian Morgenstern sagte seine Ausführungen über mich in der „Gesellschaft“ dahin zusammen: „Sein Feld scheint die psychologische Vertiefung einer Anekdote. Aber ist die Novelle nicht die psychologisch vertiefte Anekdote? So wäre also Franz Ferdinand Heitmüller ein wirklicher Novellist? Ich möchte nicht zu viel sagen. Das aber ist gewiß: sein Blut ist voll starker, gesunder, ausprechender Züge.“ Das zweite Fragezeichen ist mir sympathisch. Eine Antwort darauf habe ich nicht; vielleicht hat sie der Leser.

Franz Ferdinand Heitmüller.



**Diätetik im Alterthum, eine historische Studie.** Vorwort vom Professor Dr. E. v. Leyden. Stuttgart, Verlag von Ferdinand Enke, 1899.

Die Geschichte der Medizin ist reich an wechselnden Erscheinungen, reich aber auch an uralten Wahrheiten. Eines der vornehmsten Axiome des Alterthumes und besonders des Hippokratismus war die Totalität des Organismus und daraus folgte für die Therapie die ausgedehnteste Individualisirung und Anwendung hygienisch-diätetischer Mittel. Die moderne Medizin hat diese Anschauung zu neuem Leben erweckt und schickt sich an, den „Weg der Natur“ wieder zu betreten. Es war höchste Zeit, denn der Schematismus der Gemischten Medikation brohte, die gesammte ärztliche Kunst zu einer *ratio experimenti* zu machen. Ich habe versucht, in kurzen Zügen ein Bild der hygienisch-diätetischen Bestrebungen des Alterthumes zu entwerfen, und Herr Professor von Leyden hat die Güte gehabt, dem Bächlein ein Selbwort mit auf den Weg zu geben.

Mannheim.

Dr. Julian Marcuse.



**Welche Kursive ist die beste? Einige beherzigenswerthe Worte vor der Erlernung irgend eines Stenographie-systems.** Als Anhang: Beiträge zu

Stenographischen Tagesfragen und Kaiser Wilhelm II. als Redner. Zweite Auflage. J. Hartwig Nachf. (E. Th. Rehrbach), Berlin. Preis 50 Pfennige.

Die kleine Schrift ist dadurch entstanden, daß Leitartikel der von mir herausgegebenen „Kurzschriftlichen Blätter“, die in Gabelsbergerscher Stenographie erscheinen, wiederholt von Tageszeitungen abgedruckt und auch in der gegnerischen Fachpresse weiter verbreitet wurden. Da glaubte ich denn, daß meine Darlegungen auch ein größeres Lesepublikum interessieren könnten, und ergriff die Gelegenheit, in den so heftig geführten Systemstreit mit einigen schlichten und auf einer mehr als zwanzigjährigen Erfahrung beruhenden Aeußerungen einzugreifen. Als Stenograph des „Berliner Lokal-Anzeigers“ hatte ich Gelegenheit, kaiserliche Reden aufzunehmen.

Karl Dempel.



## Unser Cement.

**I**n dieser Stelle würde kürzlich auf die Steigerung von Cement-Aktien hingewiesen. Der Aufschwung der Cement-Industrie ging dieser Börsenbewegung lange voraus und die stärkere Nachfrage datirt seit etwa drei bis vier Jahren, als das Produkt wesentlich besser geworden war und Holz und Eisen einen hohen Preisstand erreicht hatten. Heute decken wir unseren ganzen ungeheuren Konsum im Lande und exportiren von Fabriken, die am Wasser gelegen sind, nach den Vereinigten Staaten, nach China und Japan, von Schlesien nach Rußland und von Heidelberg nach der Schweiz. Unser Fabrikat ist dem amerikanischen überlegen. Drüben sind Cement-Fabriken nicht gerade zahlreich und ein Theil davon mußte in Folge zu hoher Lohnansprüche der Arbeiter zeitweilig geschlossen werden, so daß die amerikanische Technik nicht gleichen Schritt mit der unsrigen halten konnte. Die Union bezieht Cement außerdem auch noch von England via Hull und von Frankreich via Boulogne, meistens in Fässern und zwar als Ballast. Vor sieben Jahren entstanden bei bedeutend gestiegenen Preisen viele Fabriken auf Aktien, besonders in der Nähe der Weser, wo sich viel Kalk befindet und der Wasserweg den Export unterstützt. Diese Gründungen waren aber nur zum Theil erfolgreich. Jetzt haben wir erheblich mehr als hundert Fabriken, von denen ein großer Theil im Kurszettel gar nicht figurirt, und die Nachstellung unserer Cement-Industrie ist unbestritten. Die Kurse sind, wie gesagt, erst später der Konjunktur nachgefolgt. Am Bedeutendsten sind die Unternehmungen in Wieblich, in Hannover und an der Saar; die Fabriken mit kleinem Kapital prosperiren weniger.

Nachdem die Lehrjahre vorüber sind, darf man sich ruhig eingestehen,

daß unsere Produktion einst sehr schlecht war. Die allmähliche Hebung der Qualität ist aber um so anerkennenswerther, als das Rohmaterial unverändert das selbe ist und, selbst nachdem die Technik verbessert worden war, die alten Vorurtheile gegen die Leistungsfähigkeit auf diesem Gebiet nachwirkten. Man hatte eben lange Jahre hindurch schlechte Erfahrungen gemacht und hütete sich bei Deckenkonstruktionen, Wänden, Unterpflasterung-Material u. s. w. ängstlich vor der Verwendung von Cement. Ging doch die berliner Baupolizeibehörde so weit, ausdrücklich alle Konstruktionen für unzulässig zu erklären, deren Haltbarkeit allein „auf der Festigkeit des Mörtels“ beruhe. Dadurch war in unserer größten und baulustigsten Stadt jahrelang der Ersatz von Mauerkonstruktionen durch Cement ausgeschlossen; auch fand das berliner Verbot in vielen anderen Städten Nachahmung. Da trat vor nunmehr zwanzig Jahren der „Verein deutscher Portland-Cement-Fabrikanten“ zusammen und unterwarf, um allen Qualitätsdifferenzen ein für allemal ein Ende zu machen, die Produktion seiner Mitglieder einer regelmäßigen Kontrolle. Das Fabrikat wird von dritter unparteiischer Seite auf Druck- und Zugfestigkeit geprüft und, wenn sich ergibt, daß es den Vereinsvorschriften nicht genügt, reprobirt. Die Fabrik soll zugleich verwahrt und im Falle der Wiederholung aus dem Verein ausgestoßen werden. Ob ein solcher je Fall eingetreten ist, weiß ich nicht; darauf kommt es aber auch nicht an, da die Gefahr des Ausschlusses vorbeugend wirkt. Dem Verein gehören nicht nur beinahe sämtliche inländische, sondern auch einige Dugend Fabrikanten des Auslandes an. Eine Vereinsorganisation, wie diese, ist einzig in ihrer Art; es gab aber auch keine andere Möglichkeit, dem deutschen Markt das allgemeine Vertrauen zu verschaffen und zu erhalten. Wenn Cement allgemein verwendet werden soll, darf überhaupt kein schlechter Cement in den Handel kommen und bei den großen Gefahren für Eigenthum und Leben, die aus der Verwendung mangelhaften Materials entspringen, giebt es für Bauunternehmer und Baupolizeibehörden nur ein: entweder, oder! Allmählich ist unter diesen Verhältnissen eine solche Ausgleichung der deutschen Fabrikate unter einander eingetreten, daß gelegentlich eine Verbandsfabrik ihre Verträge durch die andere erfüllen läßt und selbst nur die Säcke mit ihrer Firmenbezeichnung liefert. Auch hat sich eine weitgehende Solidarität entwickelt und dazu geführt, daß schon häufig einer Fabrik, die in ihren Leistungen zurückzugehen drohte oder finanziell gefährdet war, mit Energie und Umsicht von den anderen geholfen wurde.

Noch vor siebenzig Jahren kannte man nur natürlichen Cement und der künstliche Portland-Cement wurde zuerst in englischen Fabriken hergestellt. Man mischte damals 72 Prozent kohlen-sauren Kalkes mit 28 Prozent kiesel-saurer Thonerde; das jetzt übliche Mischungsverhältniß ist 75 : 25. Ein Engländer war es auch, der die erste Fabrik bei Stettin erbaute; Lüneburg, Bonn, Mannheim, Heidelberg, Ulm und Saarbrücken folgten dann nach. Anfänglich benutzte man Ringöfen; im Beginn der achtziger Jahre, als wir bereits etwa vierunddreißig Fabriken hatten, wurden kontinuierliche Etagen-Ofen eingeführt, die bedeutende Kohlenersparnisse gestatteten. Der überaus große Cementverbrauch Deutschlands soll sich übrigens davon herschreiben, daß unsere Hafensbauten und Befestigungen heute sehr viel Material in Anspruch nehmen. Früher waren es dagegen gerade Hafensbauten, die lange die englische Konkurrenz in Deutschland besonders be-

günstigsten. Die Seefrachten waren niedrig, unsere Eisenbahnen befolgten eine Tarifpolitik, die mehr dem Handel der Seestädte als der einheimischen Industrie zu Statten kam, und die meisten Portland-Cement-Fabriken, die wir hatten, lagen weit entfernt von unseren Küsten und Häfen. Man kann sich danach vorstellen, mit welchen Schwierigkeiten die heute so blühende Cement-Industrie in ihren Anfängen zu kämpfen hatte. Wenn übrigens jetzt die vorhandenen Fabriken den Aufträgen kaum genügen können, so ist kaum anzunehmen, daß die Interessentenkreise davon überrascht worden wären, aber Fabriken lassen sich nicht aus dem Boden stampfen, ganz abgesehen von erschwerehenden örtlichen Bedingungen hat man etwa zwei Jahre nöthig, um in Betrieb zu kommen, und so Mancher mag gefürchtet haben, daß inzwischen die Konjunktur wieder zu Ende sein würde. War Das ein zu ängstliche Prognose, so haben die Cement-Fabrikanten Deutschlands darin mit vielen Unternehmern anderer Branchen gemeinsam geirrt. Hier tritt auch die schwache Seite des Aktienwesens hervor. Ein Privatmann, der entschlossen ist, ein Risiko zu übernehmen, zieht höchstens seinen Bankier zu Rathe, vielleicht auch nicht einmal Das. Handelt es sich aber um die Gründung oder Vergrößerung einer Aktiengesellschaft, so ist man vielen Leuten Rechenschaft schuldig, eine mehr oder weniger interessirte Kritik setzt ernste Rienen auf und hat Einer das Unglück, sich in der Vorausberechnung der guten Zeit zu irren, so hat er nachher den ganzen Haufen der geschädigten Aktionäre gegen sich. Daher lehrt die Erfahrung, daß alle bedeutenden Industrien dem Wagemuth und der Standhaftigkeit Einzelner ihre Entstehung verdanken. Erst, wenn die entscheidende Arbeit gethan war und die ersten Pioniere sich müde oder satt oder durch lockende Gründungsgewinne gelockert zurückzogen, fand in der Regel der Uebergang zur Aktienform statt.

Die wissenschaftlich geschulten Kräfte, die der Betriebsleiter der Cement-Fabrik, der chemischen Fabrik u. s. w. nöthig hat, stehen dem Einzelunternehmer ganz eben so zu Gebote wie den großen Aktiengesellschaften und seit Jahren schon hat jede Cement-Fabrik ihr eigenes Laboratorium, in dem fest angestellte Chemiker tägliche Prüfungen vornehmen, um den Erhärtungszustand der verschiedenen Proben nach je 7, 14 und 21 Tagen festzustellen. Dieser wissenschaftlich zuverlässige Laboratoriumsdienst hat neben der strengen Vereinskontrolle am Meisten dazu beigetragen, den Konsumenten das Sicherheitsgefühl zu geben, das den Markt so groß gemacht hat. Die annähernde Gleichmäßigkeit der Fabrikate, von der ich bereits sprach, war aber um so schwieriger herbeizuführen, als die Fabriken verschiedenes Rohmaterial benutzen und das Verfahren je nach der Art der Kreide des Wiesentales, Kalksteines, Thones u. s. w. verschieden ist. Arbeiter werden in dieser Industrie zahlreich beschäftigt: in den Steinbrüchen, in den Cement- und Kalk-Mühlen und an den Ofen. Eine große Fabrik beschäftigt mindestens dreihundert Arbeiter, die meisten davon in den Steinbrüchen. Der Akkordverdienst eines tüchtigen Arbeiters im Steinbruch war früher bis zu sechs Mark täglich, bei der allgemeinen Nachfrage nach Händen ist er jetzt wahrscheinlich höher. In der Mühle werden drei bis vier Mark täglich verdient, was bei der schweren und ungesunden Arbeit nicht viel ist. Die Breunere, die Handlanger und die Arbeiterinnen verdienen sogar nur zweieinhalb bis drei Mark. Für die Steinbrüche sind Italiener gesucht, weil sie sich auf das Sprengen verstehen und daher die Kosten der Aufsicht gespart werden können.

Pluto.